Akzente

ZEITSCHRIFT FÜR DICHTUNG

4/1957

S DEM INHALT

ZÄHLUNGEN

d Gaiser / Günther Grack
ed Andersch

DICHTE

tfried Benn
st Bieneck / Erich Fried u. a.

FSÄTZE

n Thema: Die Worte und die Dinge
lter Jens: Der Mensch und die Dinge
bert Malecki: Gegenstand und Dinge
chim W. Storck: Rilke und die Krise Sprache

l Hühnerfeld: Uber Jakob Haringer

HANSER

AKZENTE

Herausgegeben von Walter Höllerer und Hans Bender

Heft 4 · August 1957

Gottfried Benn · Widmung 289
Gerd Gaiser · Sizilianische Notizen 290
Horst Bienek · In den Gefängnissen 302
Günther Grack · Der Schrei 304
Die Worte und die Dinge
Walter Jens · Der Mensch und die Dinge 319
Herbert Malecki · Gegenstand und Ding 335
Joachim W. Storck · Wort-Kerne und Dinge 346
Erich Fried · Gedichte 359
Alfred Andersch · Der Zufall 362
Peter Hamm · Dies Schiff das ausfährt 373
Gertrud von Marschall · Geborstene Boote 374
Lutz Greve · In Eile 375
Paul Hühnerfeld · Versuch über Jakob Haringer 376
Zu dem Gedicht von Gottfried Benn 383
Anmerkungen 384

*

(C) 1957 by Carl Hanser Verlag München

GOTTFRIED BENN · WIDMUNG

Für Oskar Loerke zum 50. Geburtstage

WENN Du noch leidest und
Kämpfst für Dein Walten,
Glücke und Lebensgrund,
Bebst um Erhalten.

Wenn Du noch Dinge siehst,
Die Dir gehören,
Wenn Du noch Ringe fliehst,
Die Dich zerstören.

Wenn Du noch Formen willst,
Um nicht zu enden,
Wenn Du noch Normen stillst,
Statt Dich zu wenden.

Bist Du noch Zwischenrang,
Spieler und Spötter,
Larve und Larvendrang
Dunkler Götter.

Doch wenn Du ganz versinkst,
Kommt Dir die Wende,
Du schweigend weitertrinkst
Wunden und Ende.

Wenn Du dann ganz am Grund
Der Höllenscharen,
Naht sich ein Geistermund,
Hallen Fanfaren.

Dann über Einsamkeit,
Spieler und Spötter,
Naht die Unsterblichkeit:
Strophen und Götter.

Die roten Röcke

ALS ich das letzte Mal in dieser Nacht an Deck kam, war die Sonne am Aufgehen und der Mond neigte sich. Hoch am Himmel stand noch ein einziger, sehr heller Stern. Es dauerte Augenblicke, dann trat die Sonne gleißend unter den Rand der bewegten Flut, deren Dunkel tiefer wurde. Indessen sank ihr gegenüber, noch schaubar, eine Handbreite über dem Horizont, der Mond milchgrün und sanftgefleckt. Dann wurde es hell, der Himmel zuckte, stillblich der Mond vollends aus und tauchte ein. Das Schiff befand sich allein auf seiner Reise, von keinem Vogel begleitet; kein Fisch sprang. Keine Insel, keine Küste waren zu erblicken, der Gesichtskreis vollkommen rund. Die Wellen rollten gleichmäßig, längshin schäumend. Manchmal brach sich eine und schoß eine Rakete von Gischt aufwärts, die der Wind zerblies.

Ich hatte mich noch einmal ausgestreckt und schlug aus einem kurzen, sehr tiefen Schlaf noch ohne Besinnung die Augen auf. Von meiner Bettstatt ging der Blick durch ein Gewirr von Gestängen, von Streben und Eisenröhren zu anderen, jetzt am Morgen durcheinandergeworfenen Lagern. Es war Bewegung im Raum, der vom Arbeiten der Maschinen gleichmäßig zitterte. Da lag auf dem Bett vor mir ein roter Rock. Ein Waffenrock, feuerrot und überaus prächtig. An dem Rock saßen Knöpfe, so groß und so blank wie Spiegeleier, und auf ihm prangten Epauletten, größer als Gemüsekörbe, und goldene Fransen hingen von den Rändern herab. Ich sah einen Sarras mit goldenem Korb auf den Rock hingeworfen, und ich sah ein Stück weiter einen Tschako ellenhoch, dessen Feder prahlte. Da erwachte ich vollends ganz und sah Rock und Tschako immer noch liegen, und als ich mich aufrichtete, wurden es mehr rote Röcke, die von da und dort leuchteten, und ich sah Bandeliere und Schärpen und sah wilde, lackierte Pracht ausgelegt. Dann sah ich gebeugte, prall angespannte Rücken sich bewegen. Die Rücken gehörten Männern, schnurrbärtigen Riesen, die bemüht waren, sich in alle die Pracht zu zwängen. Sie bogen und reckten sich und wippten in den Monturen, deren Nähte ächzten. Ich hörte sie nicht reden, das Werk des Ankleidens beschäftigte sie ganz und gar. Zähne blitzten aus ihren windroten, kalt und

erwegen blickenden Gesichtern. Dabei hatten den Abend zuvor sich ur gewöhnliche Männer in gestreiften Anzügen zur Ruhe gelegt.

Ich legte mich noch einmal zurück und schloß die Augen, damit die Männer fort sein sollten. Aber als ich mich wieder umdrehte, waren lie Männer immer noch da. Sie standen jetzt bis zum Hals fertig, feuig und hochgeknöpft, und wichsten ihre Schnurrbärte. Betroffen tand ich auf, kroch in meine Sachen und wartete auf einen Ausgang. Aber sobald sie sahen, daß ich wartete, machten alle mit großer Höflichkeit Platz.

Kaum an Deck, so hatte ich die roten Männer vergessen. Denn draußen hob sich die Insel aus der frühen Flut. Stürmisch wuchs sie, wild, zart und rosenfarben. Unbekannter Umriß, herrliches, schreckliches Land. Der Anblick ließ spüren, was dem Seefahrer lang verschollener Zeiten in der Brust geklopft haben muß, was ihm einen Seufzer abpreßte: was wartete an solchen Stränden, was für Menschen lebten dort, was für Götter, was für Zeichen und Verwandlungen? Die Berge wuchsen, und der Hafen öffnete sich. Brauner Rauch, hin und hergezerrt wie verrutschte Tücher, lag in Schwaden über der Bucht. Das Schiff meldete sich, tief röhrend. Bald lagen wir fest und sahen hoch vom Deck herab Menschen, Wagen und Tiere wimmeln. Es war warm, und es gab keine Frische in der Luft wie an nördlichen Morgen; eine Luft, die wie Wasser trug, bittersüß, voll von Essenzen und Fäulnissen, von einer allmächtigen, durchdringenden Wärme geheizt.

Eben waren wir herabgeklettert und konnten nun hoch gegen die Schiffswand hinaufblicken, da sahen wir, daß gegen den Bug unseres Schiffs hin Gedränge entstand. Ein zweiter Steg war dort zu einer Luke herangeschoben worden, wir vernahmen das Einsetzen einer dünnen, aufgeregt schmetternden Musik. Standarten, Fahnen in schwärzlichem Gold und verblichenen Seiden schaukelten, Soldaten salutierten, Amtspersonen in Schwarz hatten sich aufgestellt. Und jetzt erschienen im Ausstieg die roten Röcke, die mich morgens in Erstaunen gesetzt hatten. Die Röcke betraten den Steg, dann schritten sie feierlich, mit gezückten Pallaschen und glänzenden Schnurrbärten herab. Eine Eskorte, aber wer bekam ein so stattliches Geleit? Ein Abstand, und dann erschien ein bescheidener Mensch, mittelgroß, in einem nüchternen Anzug. Der Mensch trug vorsichtig vor sich her

ein rotes Plüschkissen, auf dem Plüschkissen einen kleinen, nicht recht erkennbaren Gegenstand. Köpfe entblößten sich, Fahnen grüßten, dringlicher schmetterte die Musik. Dem Gegenstand auf dem Kissen galt offenkundig das festliche Gepränge. Denn noch einmal kamen hinter dem Kissen Rotröcke und noch mehr dienendes Gefolge hinter ihnen. Es war ein geweihtes Öl, ließen wir uns sagen, ein Fläschchen geweihten Öls, das so feierlich empfangen wurde. Es kam aus Rom und war samt seinem Geleite die Nacht über mit uns gereist.

Ein Kind vor dem Wagen

IN einem Dorf zwischen Castelvetrano und Sciacca sprang ein Kind gegen den Wagen. Das Dorf war sehr lang, mit niedrigen, weißlich und gelb gekalkten Häusern, die zusammenhingen. Die Straße wand sich hin und her und blieb nicht recht übersichtlich. Es war um Mittag, die Schatten sehr schmal, niemand unterwegs. Nur das Kind, wie gesagt, schoß plötzlich in die Straße, braun und rosa über einem ganz dünnen, flatternden Schattenwisch, schoß also herein, und schon sahen wir es nicht mehr vor der Haube des Wagens.

Ich hörte unseren Fahrer schwer ächzen, wie er sich auf das Lenkrad warf und es einmal her- und einmal hinriß und sich stemmte, und spürte zugleich den würgenden Stoß, der alle vornüberwarf. Es gab einen durchdringenden Laut, ein hohes Kreischen, das in den Zähnen wehtat, und der Motor stand, und der Wagen stand schräg auf der Straße. Ich glaube, daß alle zusammen das gleiche Stöhnen ausgestoßen hatten, und jetzt also war es eine Viertelsekunde ganz still, und die Zähne wurden wieder etwas locker, und schon in diesem geschwinden Augenblick schoß es uns in den Kopf, eine Hoffnung, die nicht aus Gedanken, die nur aus den Gliedern kam: wir hätten zwar Werfen und Schleudern gespürt und den Ruck, als die Bremsen blockierten, aber wir hätten nicht gespürt, daß die Räder über etwas weggingen. Und dann sahen wir, uns herumwerfend, plötzlich das Kind wieder, braun und verwaschen rosa, und es rannte gegen die Häuserwand wie ein Kind, das Anschlagen spielt, und blieb dort stehen.

Und noch im gleichen Augenblick war die Straße voll Menschen. Es war, als presse ein unbegreiflicher Druck plötzlich Menschen aus

allen Öffnungen. Sie schossen zusammen um den großen blauen Wagen, der in der Straße quer stand. Aus einem Klumpen von Frauen schrie eine laut; es schien die Mutter. Wie in einem Ameisenhaufen schien die Nachricht überall zugleich gegenwärtig, es quoll vorn und hinten.

Indessen stand das kleine Mädchen, das all den Schrecken verursacht hatte, noch immer ohne Bewegung, mit dem gestreckten Arm steif von der Hauswand abgestützt. Es stand auf einem Bein und hatte wie ein Vogel das andere ein wenig angezogen, mager und braun, und hatte sein verwaschenes rosa Kleidchen an. Nichts an ihm rührte sich, es gab keinen Laut von sich und flüchtete zu niemandem. Seine Augen blickten störrisch und scheu, voll von einer tiefen, sprachlosen Kränkung auf den großen, glänzenden Wagen. Es schien keine Angst zu empfinden und doch von einer Klage bis zum Zerspringen gefüllt zu sein. Es schien ganz abgelenkt und ganz gesammelt; offenbar vernahm es gar nichts.

Ich wartete jetzt, bis unser Fahrer aufspringen würde, um mit einem Satz mitten unter dem Volk zu stehen. Ich war sogar neugierig, jetzt wo das Herz sich erleichterte, womit er sich Luft machen, welcher Wendungen seine platzende Redekunst sich bedienen würde. Ich sah mich nach seinem großen, offenherzigen und beweglichen Gesicht um; aber das Gesicht blickte noch immer geradeaus, es war fleckig verfärbt und von Schweiß überlaufen. Noch immer hatte er den Mund nicht aufgetan. Er neigte sich etwas zurück, langsam und wie entkräftet, öffnete den Schlag und blickte hinter sich, wo das Kind stand und lebte. Aber er stieg nicht aus, sondern nahm die Mütze ab, zog sein Taschentuch und wischte sich das Gesicht, indem er es in das Hohle der Mütze bog, und wischte dann den inneren Rand der Mütze auch ab. Endlich streckte er die Hand aus, ohne jemand anzublicken, und zog langsam den Schlag wieder zu. Er schien so wenig wie das Kind etwas zu hören. Er drückte den Anlasserknopf, und der Motor arbeitete. Er zog die Bremse auf, und der Wagen bewegte sich. Wir fuhren. Soviel ich mich entsinne, hatte bis dahin noch niemand etwas gesagt.

Aber nach ein paar Schritten Fahrt hielt der Wagen aufs neue; der Fahrer hatte die Bremse angezogen, und während der Motor flüsternd weiterlief, nahm er die Mütze wieder ab, sah mich an und sagte: *Era*

mortu – er vollendete den Satz nicht. – Es wäre tot gewesen –, dann schüttelte er sich. Er nahm das Taschentuch und wischte auch das Innere seiner Hände.

Dann sahen wir, warum er angehalten hatte. Gegenüber an der Straße lief ein Brunnen, ein gewöhnlicher Gußeisenstock mit einer blankgewetzten Messingschnauze, aus der Wasser schoß. Er stieg aus und ging vor der Haube vorbei zu dem Wasser. Er bückte sich, warf sich ein paar Hände voll ins Gesicht, machte dann eine Mulde aus seinen Händen und trank in tiefen Schlucken. Plötzlich hatte er sich umgewandt, stand aufrecht und schaute in den Wagen mit seinem alten, strahlenden braunen Gesicht, auf dem Spritzer glänzten. *È buona l'acqua*, rief er fröhlich, und der Tod war ausgetrieben. Das Wasser hatte es gutgemacht.

Die Ziegen kommen vom Berg

DIE Stadt zog den Berg hinauf, und von unten schien ihre Höhe nicht übermäßig. Stieg man aber in sie ein, so erlebte man, was man immer an Bergen erlebt: daß der Gipfel sich zurückzog. Mir wenigstens ist es nie gelungen, ihren obersten Punkt zu ersteigen. Immer zwar gab es eine hart gepflasterte Gasse, eine steile Staffel, die sich endlich geradewegs in die bare Luft öffnete. Aber das trog, denn da lag dann etwa eine unscheinbare, traurig menschenleere Piazzetta, und um eine Ecke herum begann ein neuer Aufstieg. Der führte noch mühseliger in noch dunklere, noch ärmlichere Quartiere hinauf. Endlich quoll dann von oben der milchige Nebel nieder.

So war ich in einem Albergo an einem dieser oberen und geringeren Plätze wohnen geblieben. Mein Zimmer öffnete sich nicht ins Freie hinaus dorthin, wo die Stadt abfiel mit ihren vielen Terrassen, und wo unten der vergraste Lichtspielgarten lag mit den weißen Drahtstühlen, eine Reihe hinter der andern und vom Unkraut baumhoch durchschossen, und wo man in die Schluchten hineinsah und auf die Hangstufen mit den alten Grabhöhlen und endlich auf das Meer, das hoch hinaufreichte und mit seinen Rändern im Dunst verschwamm: das alles war von meinem Fenster aus nicht zu erblicken. Mein Fenster, das bis zum Fußboden reichte, ging gegen das etwas geneigte

eine Platzviereck hinaus und gegen die Häuserwände dahinter, und ten spielten Kinder und standen dann und wann Eselgefährte, und vei enge und steile Gassen führten aus den Winkeln des Platzes wie- r bergan. Jene ganzen Tage lang blieb der Nebel hängen in den ündungen der Gassen, die weiter hinaufführten. Es war hier oben ll, denn die prächtigen Cafés, die Kaufhäuser mit ihren erleuchteten rkaden lagen ja tief unten; nur gegen Abend fingen ein paar Laut- recher zu kreischen an; davon wurden auch die Kinder angefeuert nd verdoppelten ihr Lärmen.

Morgens erhob sich sehr früh und von allenthalben ein eilfertiges nd unregelmäßiges Bimmeln der kleinen Kirchen, die in dem Ge- äuer verborgen steckten, und endlich mischte sich darein ein noch inneres und noch schnelleres Schellengeklingel, und dann kamen on oben herab, aus den hangenden Nebelwolken, die Ziegen.

Die Ziegen ergossen sich wie ein munterer Sturzbach die Staffeln erab in ihren silbergrauen Vliesen und mit einem feinen wohlanstän- gen Meckern, und blickten verständig um die Ecken, und ihre Euter rotzten und schleiften über die schmutzigen Steinschwellen. In die austüren traten Frauen; und wo es verlangt wurde, hielt der Ziegen- rt ein, indessen sich meistens schon eine Ziege an ihn drängte, denn e Tiere schienen ihre Folge zu kennen; und der Hirt molk in das rgereichte Gefäß, soviel bestellt wurde, und solang er beschäftigt ar, hielt das Rudel an und fuhr nur wenig durcheinander und war- te, bis es weiterging. So molk er von Tür zu Tür, querte schließlich en Platz mit seiner Herde und verlor sich um das Haus herum über ie Treppen nach unten. Dann dauerte es eine, auch zwei Stunden, bis ie Tiere trippelnd wieder bergauf kamen; ich hörte sie, wenn ich innen saß, an dem trockenen hornigen Klang ihrer Klauen auf den teinplatten, und sie sprangen und drangen erleichtert nach oben und ntschwanden trippelnd, Hirt und Herde, bergauf, dort wo bald die Nebel in die Gassen hereinhingen; und so kamen sie jeden Morgen ieder und brachten die Milch in ihren Eutern.

UNTEN schien das Dorf ziemlich wohlhabend, aber den Hang hin auf wurde es dürftiger und schien Mühe zu haben, sich zu ernähren Von den Treppen aus sahen wir rechts und links in Winkel, wo Körb geflochten wurden aus Rohrbüscheln, die gegen die weiß und bläu lich gekalkten Häuser gelehnt waren, und Frauen und Mädchen saße zu vieren oder fünfen über Stickrahmen gebückt mit eiligen und son genvollen Bewegungen. Ganz oben kam es noch ärmlicher, und de Treppenweg wurde ein Stieg, holprig wie ein Bachbett, voll vo Unrat und Hühnerfedern. Wir hatten es eilig, vollends hinaufzu kommen.

Neben uns und auch manchmal vor uns schlich ein Wesen i einem schmutzigen Hemd und zerfransten Hosen. Es trat auf seine nackten, schmutzigen Sohlen zwischen den Steinen herum und strebt gleich uns aufwärts, indem ihm an jeder Seite eine Blechbüchse, mi Wasser gefüllt, die Arme niederzog und es uns dann und wann mu sterte aus seinem kleinen und ebenfalls schmutzigen Gesicht. Wir abe schenkten ihm so wenig Aufmerksamkeit wie vielleicht einem staubi gen Huhn, das sich herumtreibt. Der häßliche Weg führte endlic durch eine Bresche, die in den Rest einer alten Mauer gebrochen war zwischen Brennesseln hindurch schlüpften wir ungeduldig ins Freie.

Als wir links hinaufbogen, rief das Bübchen etwas. Wir waren abe nicht für das Bübchen aufgelegt. Es rief dringlicher. Als wir ein Stück weit hinaufgegangen waren, spürten wir wieder das Bübchen auf un seren Fersen. Es hatte seine Blechbüchsen unten stehen lassen und wa uns nachgelaufen. Es wollte Neß am Rock ziehen, aber Neß wich mi einem Schrei aus. Neß hatte einmal in Palermo in einer Hafengegen an die dreißig Kinder an sich hängen gehabt, ein Rattenknäuel, da wild wurde und zu beißen anfing. Das Bübchen bekam statt ihre mich zu fassen und rief wieder aus seinem mageren Gesicht und blickt uns an mit seinen auffallend hellgrauen Augen. Wir verstande nichts, aber seine Hand stieß nach der anderen Seite.

Dort war ein Weg sichtbar, und der Weg führte hinauf zu eine Kapelle, die geschmacklos hergerichtet aussah und die vermutlich al die Sehenswürdigkeit dieses Dorfes galt. Wir wollten dort durchau nicht hinauf, sondern wir wollten uns eine unauffällige und nich

enswerte Stelle suchen und dort eine Zeichnung machen und unsere
rräte aufessen und vielleicht auch schlafen.
Gib ihm doch was, sagte Neß, damit er geht.
Und ich wollte das tun, denn wir haben ja immer das dumme Zeug
Kopf von Bettelei und Diebsgesindel, aber zufällig fand ich kein
wechseltes Geld bei mir und stellte also meinen Mann anders, in-
m ich grob wurde und die kleine Kreatur anschrie. Und die kleine
eatur mußte stehen bleiben; aber sie lief immer noch nicht zurück
rthin, wohin sie gehörte, sondern blieb stehen und rief sogar noch
mal hinter uns her.
Wir aber stiegen hinauf und waren erleichtert, daß wir nun doch
elleicht ohne Anhang würden davonkommen, denn auf dem Land
b es meistens Anhang, und der Anhang war lästig. Zwischen Wolfs-
ilch und Feigenkaktus legten wir also eine ziemliche Strecke zurück.
nen guten Platz fanden wir nicht, auch dann nicht, als der Weg
ötzlich aufhörte vor einem sehr tiefen Riß, den von unten niemand
nen konnte. Es ging weder rechts noch links weiter. Gerade hinab
d offenbar das Dorf seinen Müll ab, sofern sich jemand die Mühe
achte, etwas fortzutragen.
Neß sagte: Wir hätten ein bißchen freundlicher zu dem Bürschchen
in können –. Und weil wir nicht freundlich gewesen waren, mußten
ir nun wieder hinabsteigen bis zu der Mauerbresche, dort, wo das
übchen uns gerufen hatte.
Es war kein Mensch da, und wir stiegen also aufs neue und nach der
nderen Seite. Der Weg war ausgetreten und durch Stufen befestigt;
chts und links bänderten Stützmauern den Hang und bildeten Ter-
ssen. Oft schlossen sie nur ein paar Handbreit Erde ein, eben groß
nug, um einen Rebstock oder vier oder fünf Stauden Kohl dort
deihen zu lassen, wenn man sie fleißig begoß. Wir fragten uns, wie
wohl lohne, für vier oder fünf Köpfe Kohl ein Mauerstück aufzu-
hren und Erde darin zusammenzuscharren. Aber freilich, zählte man
e Zeit anders als wir und rechnete nach, wieviel Kohl das in fünfzig
nd in sechzig Jahren ausmachte, so war es der Mühe wert. Wir
hen da und dort feuchte Platten und errieten, wohin die kleine Krea-
r mit ihren Blechbüchsen unterwegs gewesen war. Dann lag zur
eite in einer Vertiefung ein Kalkofen; dort waren Burschen be-
häftigt und sahen neugierig auf uns, als wir vorbeistiegen.

Eben hatten wir die Kapelle hinter uns gelassen und hatten den Hang erreicht, wo er wild wurde und wo einzelne Pfade sich teilten zwischen Ginster und Rosmarin und nur da und dort noch ein Ölbaum in seiner Ummauerung stand. Da sagte Neß: Sieh hinter dich! Es soll uns nicht gelingen.

Hinter uns her stieg ein Mensch in einem weißen Hemd und in einer Hose voll Kalkspritzer.

Er kann auch einen anderen Weg haben, sagte ich.

Und Neß sagte: Gib ihm, so schnell es geht, damit wir ihn los werden.

Der Mensch hatte keinen anderen Weg. Es war ein noch junger Mensch, der uns freundlich grüßte. Er fragte höflich, ob er sich zu uns setzen dürfe.

S'accomodi, sagte ich wütend.

Neß hatte unser Frühstück ausgepackt, in jenen Tagen hielten wir auf unser Frühstück unter freiem Himmel. Deshalb war Neß auch wütend und fragte also den jungen Menschen, was sie ihm anbieten dürfe. Aber er sagte freundlich *No* und *grazie* und er habe soeben *finito*.

Und also ließen wir es bewenden und nahmen weiter keine Notiz und setzten uns noch mehr so zurecht, daß wir keinesfalls dem Ausblick den Rücken kehrten, und unterhielten uns laut in unserer eigenen Sprache.

Der Mensch, der sich uns aufgedrängt hatte, unterbrach uns nie. Aber sobald gerade keines von uns redete, fing er an und gab Auskunft, wie der Berg links heiße und wie der in der Mitte heiße. Dann sagten wir *si* und *va bene* und waren sparsam mit unseren Blicken.

Aber als er an die Berge zur Rechten gekommen war, störte ihn doch, daß wir es so wenig genau nahmen, und er gab sich Mühe, es deutlich zu machen. Wir sagten, daß dies alles *molto bello* sei, aber es für uns nicht so darauf ankomme, die Namen zu wissen. Der junge Mensch verstand das; er begann darum zu den Dörfern überzugehen, die man sah. Es waren ziemlich viele Dörfer, und deshalb griff ich zu meiner Brieftasche ohne Rücksicht auf den Umstand, daß es mir an kleinen Scheinen fehlte. Ich sagte ihm, daß es uns ein Vergnügen gewesen sei, und daß er uns ein weiteres Vergnügen bereiten würde, wenn er etwas annehme für einen Kaffee.

Aber der junge Mensch sah mich an und sah Neß an und blickte uf das Geld nicht nieder, obwohl es ein ungewechselter Schein war, nd es fiel mir plötzlich auf, wie anmutig und gelassen er sich nieder- esetzt hatte und wie gelassen er sprach und wie klug seine Mienen aren. Er sagte kurz und nicht eine Spur unfreundlich, er brauche ein Geld, um einen Kaffee zu nehmen. Dann ließ er uns eine kleine ause. Aber er erhob sich nicht.

Und somit lernten wir eine Art von menschlichem Austausch ennen, die uns abhanden gekommen ist. Denn in unseren Ländern t es höflich, sich nicht umeinander zu bekümmern, und man geht nter Menschen, wenn man ungeschoren bleiben will. Wer uns nach- uft, will uns etwas verkaufen oder hat sonst seine Absichten. – Ich ußte nun wieder anfangen, denn ich war ja in Verlegenheit gesetzt it meinem falsch angebrachten Trinkgeld; und so fragte ich ihn, ob r da drunten in dem Kalkofen beschäftigt sei.

O ja, sagte er, sie brennten ein paar Tage Kalk, heute noch und orgen, denn sie hätten zu bauen. Es seien seine Arbeiter, und die önnten wohl eine Weile alleinbleiben. Wenn er uns etwas nützen önne, so sollten wir über ihn verfügen.

Oh, sagte ich. Danke.

Da siehst du, sagte Neß, wohin du kommst mit deinem langweili- en Geldanbieten.

Wer hat mich denn schließlich darauf gebracht, sagte ich, wer denn?

Es ist der Königssohn, sagte Neß, das hättest du gleich sehen kön- en. Nausikaa, die seine Schwester ist, wäscht am Meer mit den Mägden. Er mit den Brüdern und mit den Sklaven ist zum Kalk- rennen.

Also saßen wir da, und der junge Mensch setzte die Unterhaltung ort, nach der ihn verlangte. Wir verstanden, daß man in solch einem Dorf, wohin selten Fremde kamen, einen Besuch ansprach. Vielleicht ußte man es tun, es war ein Gebot, sich des Fremden anzunehmen.

Und so zeigte er uns also doch noch die Dörfer; und der junge Mensch wartete, bis wir sagten, daß es *bello* sei, und wenn wir nichts agten, so vollendete er es selbst und sagte uns vor: *È bello*. Und eine Weile brauchten wir noch, um unseren Überdruß zu verwinden über as alte ranzige *È bello*-Geschwätz, von dem man nicht weiß, ob es ie Einheimischen von den Fremden oder ob sie es für sie gelernt

haben; aber so ist es gar nicht, es ist ihnen ernst und sie sagen es, weil sie es spüren und ergriffen sind, wenn etwas *bello* ist. Auch der junge Mensch war ergriffen von seiner Heimat, in der er lebte, wir sahen es ihm an und hörten es an seiner Stimme. Er mußte sie preisen und wollte sie gepriesen hören von uns, die doch weit her kamen.

Denn davon mußten wir nun auch erzählen und Rede und Antwort stehen, und wir sprachen von den Wintern und von den Sommern in anderen Ländern und von dem Brot, das in anderen Ländern gegessen wird und von den Meeren, an die andere Länder grenzen. Dann nahm er wieder das Wort und zeigte uns nun sein Haus, das unten im Dorf lag, dort wo das Dorf wohlhabend ausgesehen hatte, und wir mußten es mit den Blicken suchen, ein weißes Haus, stattlich, mit drei Balkonen. Er beschrieb uns auch einen Fruchtgarten, der seinen Eltern gehöre, einen alten und gut bewässerten Garten, windstill und sonnig, unter der Mauer in einer Schlucht. Er rundete die Hände und zeigte uns, wie die Apfelsinen, die Limonen beschaffen seien. Auch sein Garten ergriff ihn, wenn er an ihn dachte, obwohl er doch nur eine Viertelstunde von ihm entfernt war. Eine Sehnsucht packte ihn, uns den Garten loben zu hören.

Wollen Sie mit mir hingehen? sagte er mit seiner langsamen und klaren Aussprache. Ich werde Ihnen den Garten zeigen.

Ich sagte, wir möchten es gerne, allein es fehle uns an Zeit. In Palermo, sagte ich, werden wir erwartet. Und wir sollen vorher noch den Berg hinauf.

Sie werden Zeit finden, sagte er und stand jetzt plötzlich auf. Er zog seine Uhr heraus und deutete, um es ganz sicher zu machen. Ich werde auf Sie warten. Ich werde um vier Uhr fertig sein, und von da an werde ich warten auf der Piazza. Ich werde ihnen alles zeigen.

Er ging von uns weg ohne einen Abschied, so wie man sich nur für eine kurze Zeit trennt, und wir sahen ihn mit leichten und geschwinden Schritten bergab ziehen. Kaum, daß er weg war, packten wir auf und setzten unseren Weg fort und stiegen weit umher und blieben länger liegen als wir vorgehabt hatten, und so recht aufgelegt waren wir nicht zu dem Stelldichein auf der Piazza.

Ich glaube doch nicht mehr, sagte Neß, daß es der Königssohn war. Vermutlich wird überhaupt niemand auf der Piazzetta warten. Und Nausikaa ist erfunden und der Apfelsinengarten.

Nausikaa hast nur du erfunden, sagte ich.

Als wir ziemlich spät aus den Bergen herunterkamen und das Loch
der Mauer suchten, kam uns wieder das Bübchen entgegen. So-
nge wir in den Bergen herumstreiften, war es auf und abgegangen
it seinen Blechbüchsen, man sah es ihm an, und es ging klein und
eduldig und unansehnlich wie ein staubiges Huhn und hatte in jeder
and eine Blechbüchse, durch die ein Stück Draht als Henkel ge-
ogen war. Es sah uns an mit einem Vorwurf in seinem Blick, und
nkte die Augen und ging an uns vorbei, klein und unansehnlich.
s sah uns nicht mehr nach, und ich rief ihm, weil ich dem Bübchen
tzt gerne doch etwas gegeben hätte, und Neß rief ihm auch, und das
übchen aber hielt nicht, es nahm uns nicht mehr an und wollte uns
uch nichts mehr abnehmen; und jetzt konnten wir gehen.

Es blieb uns keine Minute mehr übrig, denn der Bus kam um
ie Ecke. Als der Bus weiterfuhr und an der Ecke der Piazzetta noch
nmal anhielt, stand dort kein Königssohn, und auf der ganzen Piaz-
tta sahen wir niemand, und Neß sagte: Siehst du. Es gibt keinen
pfelsinengarten.

Aber als wir die Piazzetta entlanggefahren waren, stand an der Ecke
och unser junger Mensch und hatte ein frisches Hemd an und einen
uten Anzug und in der Hand einen Zweig mit goldenen Früchten,
nd erst im letzten Augenblick sah er in den Bus, und wir fuhren auf
nd konnten ihm noch winken, aber wir sahen nicht mehr, was er
ür ein Gesicht machte.

Es gibt doch einen, sagte ich zu Neß; und wir waren beide ein
enig betreten.

Neß sagte: Du sollst still sein. Die Menschen sind besser als wir.

HORST BIENEK
IN DEN GEFÄNGNISSEN

I

In den Gefängnissen messen wir nicht mehr die Zeit.
Hier hat kein Einlaß der Ungeduld Metamorphose,
Wesen und Dinge sind fremd aneinandergereiht,
Alles versinkt nun in lähmende, starre Sklerose.
Nur noch das Sinnen im Dunkel. Das Wissen: es webt
Schon am Gewand, das im Tode uns einhüllt, die Stunde.
Nie mehr ein Mond auf verworrenen Lippen erbebt,
Asche und Blut nur sich seltsam vermischen im Munde.

In den Gefängnissen messen wir nicht mehr die Zeit.
Hier ist sogar die Erfahrung des Rehs uns verschlossen:
Das Lauschen im Regen, das Wittern im Winde, und weit,
Ganz weit die Wünsche, die immer im Schilflicht zerflossen.
Hier sind die knisternden Stimmen nicht mehr. Tag und Nacht
Wechseln als helles und dunkles Geweb in der Zelle.
Nie mehr die Sonne in reifer Beere erdacht!
Nie mehr den Tod des Delphins verrät uns die Welle!

In den Gefängnissen messen wir nicht mehr die Zeit,
Immer sind Frühe und Abend zugleich in der Speise.
Der Taumel der Sommer wird nie mehr sein, Trunkenheit
Wirr hinter Stirnen und nie mehr der Kranich im Eise.
Schon sind entschwunden die Inseln von Zeit und von Raum.
Manchmal entführt uns des Schlafes euphorische Fähre
An die Gestade von Trost, von Erinnrung und Traum,
Bis sie versinkt im phantastischen Urwald der Leere.

II

N den Gefängnissen sind wir allein mit den Träumen,
Sie sind eine Straße, die flimmernd ins Gestern sich spannt.
Vir wandern zurück: in den Parks, am Fluß, unter Bäumen,
nd unsere Spuren sind blutig gezeichnet im Sand.
och einmal umrauscht uns die Kindheit mit ihren Gestalten,
Vir grüßen einander mit Zeichen, die niemand versteht
nd winken mit Fäusten, die krampfend den Kiesel halten...
ann weckt uns der Schmerz. Und die Lippen vergilbt ein Gebet.

den Gefängnissen sind wir allein mit den Träumen,
it den Begierden und Trieben umweht uns Geruch
ngsam verrinnender Traumpollutionen. Säumen
uch unsre Lippen das blutbestickte Aufrührertuch,
ögen in unseren Leibern auch Wunschrosse weiden,
ieht auch mit unserem Atem der Dämmrung Geduld –
mer sinds Träume, die über das Da-Sein entscheiden,
ber den Mut, die Verwandlung, den Ekel, die Schuld.

den Gefängnissen sind wir allein mit den Träumen,
lein mit dem Zweifel, der unsere Sinne verwirrt,
ir hören es trommeln in dumpfen, modrigen Räumen
nd fühlen, daß Nacht sich in unseren Augen verirrt.
liegen wir still, bis die Zeiten sich sanft vermischen,
e Feuer erlöschen, die Stunden zerfallen in Staub,
ir sinken hinab, wo sich alle Grenzen verwischen
nd scheu und verwundert bedeckt uns das feurige Laub.

ALS Rolf nach der letzten Stunde im Strom der andern Junge auf den Platz vor der Schule trat, löste sich vom Turm de lutherischen Kirche, der drüben hinter den Gärten über di Bäume ragte, ein heller Glockenschlag und vertropfte klanglos in Sonnenglast des Mittags. Die vergoldeten Zeiger auf dem Zifferblat der Turmuhr wiesen auf ein Viertel nach zwölf. Nach dem Dämme im Innern des alten Schulhauses schien es Rolf hier draußen fas schmerzhaft hell, und er mußte die Augen zusammenkneifen vo dem Ansturm des Sonnenlichts, das weiß und lautlos, ein Schatten mörder, auf dem staubig-roten Backstein des Straßenpflasters stand Die Wärme war drückend schwer und schmiegte sich, Schweiß au den Poren saugend, eng an die Haut. Eingeschlossen in das Gespinst zu dem sich in der Luft um ihn herum die Stimmen der Jungen un entwirrbar verwoben, ließ sich Rolf die schmale, zwischen Gärte und wenigen schmucklosen Häusern verlaufende Straße ein Stück mit hinuntertreiben bis an die Mündung eines Wegs, der rechts vo der Straße abzweigte und zwischen üppig wuchernden Hecken de Blick auf den Kirchturm freigab; in ihn bog er, aus der Schar de andern ausscherend, ein. Die Erde war zu Pulver zerfallen und weich unter seinen Füßen.

»He, du – warte doch!«

Rolf blieb stehen und sah sich um. Er erkannte seinen Banknach barn, dessen Gesicht ihm als einziges von den vielen andern fremde schon etwas vertrauter war; Hartmut Krafft hieß er wohl. Er sprach gerade mit einem andern aus der Klasse. »Augenblick«, rief er Rol zu, »komm' gleich mit.« Sein weißblondes Haar leuchtete in der Sonne »Also richt es so ein, daß du um halb drei 'rum da bist«, hörte Rol ihn zu dem andern sagen. »Und sag Jochen Bescheid, wir holten ihn gegen drei an der Schleuse ab. Bis nachher also.« Er wandte sich Rol zu, drehte sich aber noch einmal um und rief dem andern nach: »Un er soll nicht wieder seine Badehose vergessen! – Hat er nämlich schon mal fertiggekriegt«, fügte er, wieder zu Rolf gekehrt, hinzu, »ich meine Jochen, Jochen Steinberg. Aber den kannst du ja noch nich kennen, bist ja heute den ersten Tag auf unsrer Schule.«

»Nein«, sagte Rolf, »kenn' ich, glaub' ich, nicht. Ist er in unsrer asse?«

Hartmut Krafft schüttelte den Kopf. »Eine höher.«

»Und wieso hat er mal seine Badehose vergessen?« fragte Rolf.

»Ach, das ist schon 'n paar Wochen her«, sagte Hartmut Krafft, uß noch in den Ferien gewesen sein.« Er blickte im Gehen lächelnd Boden. »Das war so: Wir, das heißt Heinz, mit dem ich eben ach, und ich – wir holten ihn mit unserm Boot ab und fuhren 'n nzes Stück hinter die Schleuse 'raus, wo man das Wasser für sich eine hat und in Ruhe baden kann, und wo's auch mehr Spaß macht, il da die Strömung stärker ist: na und ich sag' dir, als wir endlich war'n mit dem schweren Boot und nun nichts als 'rein ins Wasser wer hatte da sein Badezeug zu Hause liegenlassen: mein Freund chen Steinberg!« Hartmut Krafft machte eine Pause und sah Rolf wartungsvoll an. »Kannst dir ja denken, wie wir gelacht haben!« Er lachte noch jetzt aus vollem Halse, und auch Rolf lächelte. Jnd Jochen Steinberg?« fragte er. »Was hat er nun gemacht? Euch im Baden zugeguckt?«

»I wo! Zu seinem Glück war weit und breit kein Mensch zu sehn, ist er denn so 'reingejumpt.« Hartmut Krafft lachte noch einmal f. »Nee, gegen Jochen ist nichts zu sagen«, setzte er ernsthaft hinzu, er macht alles mit, das ist keiner von diesen Angsthasen, die zu chts zu gebrauchen sind. Die kann ich nämlich nicht verknusen.« Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her, vorbei an r lutherischen Kirche, die rechts von ihnen, mit ihren vom Ziegel- t der Mauern hell abstechenden Tünchflächen niedlich und spiel- ughaft, inmitten hochgrasiger Rasenstücke lag; der goldene Knopf f dem Turm glänzte matt in der Sonne. Hier war der Weg zu Ende: lief auf einen weiten kopfsteingepflasterten Platz aus, der auf der nen Seite von einer niedrigen Häuserzeile, auf der andern von dem nggestreckten Lagerhaus einer Großhandelsfirma begrenzt wurde. rüben, hinter der vom Mittag durchglühten Leere, stand das Ge- ebel der Altstadt schartig gegen den Himmel.

»Wo wohnt ihr denn?« fragte Hartmut Krafft und schleuderte eine aarsträhne, die ihm in die Stirn hing, mit einer ruckartigen Kopf- wegung zurück.

Rolf deutete über den Platz. »Draußen, in der Siedlung.«

»Ach da. Dann mußt du ja auch durch die Norderstraße.«

»Ja, so heißt sie, glaub' ich«, sagte Rolf. »Ich kenn' die Straßen-namen hier noch nicht so genau.«

Hartmut Krafft nickte. »Doch, doch – das ist der nächste Weg zur Siedlung. Dann können wir ja noch ein Stück zusammen gehn.«

Linkshin auf das Lagerhaus zustrebend, schnitten sie schräg den Platz, dessen Kopfsteine Rolf hart und rund durch die Schuhsohlen spürte, und gingen dann an der Wand des langgestreckten Gebäudes entlang, klein und unscheinbar in ihren kurzen Hosen vor der gewaltigen, nur hier und da von einem Fenster durchbrochenen Fläche. In dem Winkel, den die Mauer mit dem Erdboden bildete, stand das Sonnenlicht, leise schwappend, wie flüssiges Metall. Außer ihnen beiden war kein Mensch auf dem Platz; nur ein alter Lieferwagen kroch mit spuckendem Auspuff die Straße hinunter, die drüben vor der Häuserzeile, für Rolf unsichtbar, verlief. Dann, am Ende des Lagerhauses, bogen sie um die Ecke.

Der Turm fiel Rolf sofort in die Augen.

Aus einem Stahlgerüst bestehend, erhob er sich am Rand des Platzes, der hier mit einem Ausläufer bis an den rohen Bretterzaun einer Holzhandlung vorstieß, zu einer Höhe von vielleicht fünfundzwanzig Metern; als abschließende Haube war ihm ein steilgewölbtes Blechdach aufgesetzt. An seinem Fuß schloß sich das kreuzweise angeordnete Gitterwerk eng um einen aus Backstein gemauerten gut vier Meter hohen Kern, der, fensterlos und nur durch eine eiserne Tür zugänglich, mit seiner Decke zugleich die unterste der Plattformen bildete, durch die das Innere des Turms gleichsam in Stockwerke eingeteilt war; eiserne Leitern waren am Rand der weiten viereckigen Lücken, die die Plattformen in der Mitte offenließen, aufgehängt und verbanden ein Stockwerk mit dem andern.

Wie er hier in dieser abgelegenen Ecke stand, inmitten des hochaufgeschossenen Unkrauts, das das schadhafte Pflaster durchbrochen und überwuchert hatte, vor dem aus splitterigen Planken nachlässig zusammengehauenen Zaun, der den Lagerplatz der Holzhandlung abgrenzte, neben sich, an seinem Fuß parkend, einen klapprigen, farblos-griesen Wohnwagen, dessen Räder von dem üppigen Gras halb verdeckt waren, sah der Turm verwahrlost und wie abgestellt aus. Unten an der Mauer klebte noch ein altes Wahlplakat; ein

eifen war schräg herausgerissen und ließ die Ziegel erkennen. Auf r eisernen Tür konnte man neben der Zeichnung eines stoppelarigen Männchens in ungelenker Kreideschrift lesen, daß Heini of sei. Ein Loch im Blechdach schnitt ein Stückchen helles Himelsblau aus.

Rolf stieß Hartmut Krafft an. »Sag mal, wozu ist'n der Turm da?« gte er und deutete, mit dem Kopf nickend, zu dem merkwürdigen uwerk hinüber.

»Der Turm da?« Hartmut Krafft schleuderte sich die Haarsträhne, e ihm hartnäckig immer wieder ins Gesicht fiel, aus der Stirn. Veiß ich auch nicht genau«, sagte er, »aber es soll wohl 'n Feuerehrturm gewesen sein, wo die früher ihre Schläuche aufgehängt ben – zum Trocknen, nehm' ich an. Jetzt ist die Feuerwehr schon nge weiter drinnen in der Stadt, da haben sie ihre Garagen und auch en Turm, aber 'nen richtigen, gemauerten. Wahrscheinlich damit e Schläuche nicht immer im Freien hängen, bei Regen und so.«

»Man müßte da mal 'raufklettern«, sagte Rolf.

Hartmut Krafft blickte ihn fragend an. »Wo? Hier auf den Turm?«

»Ja«, sagte Rolf, »man müßte mal 'raufklettern. Oder warst du hon mal oben?«

»Ich? Nö –«, sagte Hartmut Krafft gedehnt, »aber die Idee ist nicht hlecht.« Er blieb stehen und sah an dem Turm hoch. Die Streben es Gitterwerks fielen im Sonnenlicht als hellgraue Striche in den immel hinauf. »Die Idee ist nicht schlecht –«, wiederholte er, »woll'n och mal sehn, vielleicht geht die Tür sogar auf. Du hast doch noch eit?«

Rolf nickte.

Aber die Tür war verschlossen, und als Hartmut Krafft die Klinke inunterdrückte, knirschte der Rost.

»Was machen wir nun?« fragte Rolf.

Hartmut Krafft zuckte die Achseln. »Müssen wir eben außen 'rauf.« r warf seine Büchermappe ins Gras und ging, die Hände in den losentaschen, prüfend am Gitter hochblickend, um den Turm herm. »Bis zur untersten Plattform sind's ja nur 'n paar Meter.«

»Das schon«, sagte Rolf, »bloß hoffentlich kommt nicht gerade 'n olizist vorbei.«

»Ach Unsinn – Polizist! Wann kommt hier schon 'n Polizist hin.«

Hartmut Krafft schleuderte sich die Haarsträhne aus der Stirn. »Wenn du Angst hast, kannst du ja unten bleiben«, sagte er schroff.

Rolf wehrte ab. »Fiel mir nur so ein.«

»Na ja.«

An der Seite des Turms, die dem Wohnwagen zugekehrt war, stand das Gitterwerk ein Stückchen von der Mauer ab, so daß man leicht um die Streben herumgreifen und sich daran festhalten konnte.

»Scheint hier die beste Stelle zu sein«, sagte Hartmut Krafft. Hochblickend trat er einen Schritt zurück; dabei stieß er gegen eine leere Konservendose, die, von irgend jemand weggeworfen, auf dem Pflaster lag. Scheppernd rollte sie über die Steine. Im Wohnwagen begann ein Hund zu kläffen. Für einen Augenblick öffnete sich die Wagentür, und ein Weibsbild guckte heraus. Das Kläffen wurde lauter und wieder leiser, als sich die Tür wieder schloß. Mit einem jähen Aufquietschen brach es ab.

Hartmut Krafft sah Rolf forschend ins Gesicht. »Was ist?« fragte er.

Rolf erwiderte den Blick. »Nichts«, sagte er dann.

Vom Kirchturm schwammen zwei dünne Glockenschläge herüber.

»Also los«, sagte Hartmut Krafft, »worauf warten wir noch?« Sich die Haare aus der Stirn streichend, trat er an das Gitterwerk, griff mit ausgestreckten Armen nach einer Strebe, die er gerade noch erreichen konnte, und zog sich daran hoch. Die Beine froschartig angewinkelt, hing er eine Weile, zappelnd mit den Schuhen an der Mauer entlangschurrend, im Leeren, bis er schließlich auf der untersten, gut meterhoch verlaufenden Strebe Fuß faßte. »Das hätten wir geschafft«, sagte er, »jetzt geht's leichter.«

Und Rolf sah ihm zu, wie er, behende in die Höhe greifend und die Füße gegen die schräggeführten Streben stemmend, rasch an der Mauer emporklomm.

»Du kommst doch nach?« fragte Hartmut Krafft, ohne sich umzublicken.

»Klar«, sagte Rolf. »Ich lass' dir nur 'nen kleinen Vorsprung.« Er legte seine Büchertasche ins Gras und begann hinter Hartmut Krafft herzuklettern. Selbst hier im Schatten war das Eisen des Gitters warm unter seinen Händen, und sich an den harten, kantigen Streben festzuhalten gab ihm ein angenehm sicheres Gefühl. Er kam gut voran, und als er einmal einen Blick nach unten warf, sah er schnell wieder

weg auf die Ziegel vor seinen Augen und die körnige graue Oberfläche des Eisens. Dann hatte er die unterste Plattform erreicht, und aus dem Schatten ins Sonnenlicht tauchend, zwängte er sich auf Händen und Füßen durch eine Lücke im Gitter und richtete sich auf.

»Sieh mal«, sagte Hartmut Krafft, »hier könnte man 'rein.« Er hatte den eisernen Deckel über einer Luke in der Mitte der Plattform angehoben und spähte, am Rand der Öffnung hockend, aufmerksam in das Dunkel des Raumes unter ihnen. Eine Leiter führte steil hinab; ihre obersten Sprossen, von staubigen Spinnweben überzogen, lagen im Sonnenlicht.

Rolf trat an die Luke und blickte in die muffige Tiefe hinunter. »Laß doch«, sagte er, »was woll'n wir da. Komm lieber mit weiter nach oben.«

»Na schön«, sagte Hartmut Krafft. »Ist ja auch wahr, Spinnen könn'n wir ja auch zu Hause jagen.«

Er ließ den Deckel über der Luke zuklappen und begann die feingliedrige eiserne Leiter zur nächsthöheren Plattform hinaufzusteigen; Rolf folgte ihm in einem kleinen Abstand. Unter ihrer beider Tritt erbebte das Eisen in seinen Händen, und ein Summen schwang durch das Gestänge, zuweilen von metallenem Klappern übertönt. Bis zur höchsten Plattform hatten sie noch zwei weitere Leitern hinter sich zu bringen, und während sie schweigend von Sprosse zu Sprosse höher stiegen, ringsum nichts als die freie Luft und die dünnen Streben des Stahlgerüsts, stellte sich der Erdboden, unter ihnen versinkend, auf und weitete sich zu einer runden, leicht übersehbaren Scheibe, in deren Mittelpunkt der Turm stand und auf der jedes Ding – der Wohnwagen und die Bretterstapel der Holzhandlung und die jungen Bäume am Saum des Platzes – wie vom Zufall dort hingesetzt wirkte und als könne es jederzeit gegen ein anderes ausgewechselt werden. Rolf sah mit weitgeöffneten Augen um sich; er kletterte jetzt etwas langsamer und schloß die Hände fest um die Holme der Leiter. Als er auf dem Weg zur letzten Plattform einmal hochblickte, waren von Hartmut Krafft nur die Sohlen seiner Schuhe und die formlosen Wülste heruntergerollter Strümpfe zu sehen, doch darüber, schon ganz nah, wölbte sich dunkel und breit ausladend die Turmhaube, und das Loch, das der Rost hineingefressen hatte, war jetzt sehr groß, und seine Ränder waren zerfasert. Dann hörte Rolf Hartmut Krafft

auf die Plattform treten; die dünnen Stahlplatten mit dem altmodischen Lochmuster schlugen leise klirrend gegeneinander; wahrscheinlich hatte sich irgendwo eine Niete gelöst.

»Wirklich, keine schlechte Aussicht von hier oben«, sagte Hartmut Krafft und warf den Kopf zurück, daß ihm die Haare aus dem Gesicht flogen. »Komisch, daß ich nicht schon früher mal dran gedacht habe hier 'raufzuklettern. Da mußtest du erst kommen.«

Die Stahlplatten klirrten wieder leise, als Rolf den Fuß auf die Plattform setzte und neben Hartmut Krafft an das Geländer trat. »Nun ja«, sagte er mit einem vagen Schulterheben, »mir ist der Turm schon heute morgen aufgefallen, als ich zur Schule ging. Aber sag mal«, fügte er lebhafter hinzu und deutete auf einen auseinandergezogenen Fleck, der drüben im Grün der fernen Wiesen über dem Geschachtel der Altstadt blaßrot verschwamm, »ist das da nicht die Siedlung?«

»Scheint so«, sagte Hartmut Krafft, »– doch, klar, muß sie ja sein. Ist noch 'n ganzes Stück bis dahin. Ich hab's näher.«

»Wo wohnt ihr denn?« fragte Rolf.

Hartmut Krafft wies stumm zur Altstadt hinüber, die mit ihren aneinandergedrängten niedrigen Häusern aus dunkelrotem Backstein bis an den Platz unter ihnen vorstieß; hier und da leuchtete etwas Grün in einem Mauerwinkel auf oder ragte zwischen schiefen Kaminen, die die Tauben mit ihrem Dreck beschmutzt hatten, ein Baum über die Dächer. Links hinter der Altstadt war ein Wasserstreifen zu erkennen; die Scherben lagen hellgrau in den Häuserlücken. Hartmut Krafft kniff die Augen zusammen und zeigte irgendwo dorthin. »Siehst du das Haus da am Wasser –«, fragte er, »das da mit dem schmalen Giebel?«

Rolf spähte in die angegebene Richtung. »Schmalen Giebel –«

»Ist so 'n kleines, rundes Fenster an der Seite drin.«

»Ach ja –«, sagte Rolf und neigte langsam den Kopf, »ja, jetzt seh' ich's.«

»Da wohnen wir«, sagte Hartmut Krafft.

»Ach so, deshalb habt ihr auch 'n Boot.«

»'n Boot –?« Hartmut Krafft blickte Rolf erstaunt an. »Klar haben wir 'n Boot. Jeder da am Wasser hat eins.«

Rolf nickte schweigend. »Weißt du«, sagte er dann mit einem verlegenen Lächeln, »ich bin nämlich noch nie richtig bootgefahren.«

»Was!« platzte Hartmut Krafft heraus, »noch nie bootgefahren?« Er beäugte Rolf mit offenem Mund.

»Nein«, sagte Rolf lächelnd, »richtig nicht. Denn das eine Mal mit meinem Vater zusammen ist schon so lange her, da ging ich noch gar nicht zur Schule. Muß so vor sieben Jahren gewesen sein. Und das war auch nur im Park auf einem Teich.«

»Na ja«, sagte Hartmut Krafft, »auf 'nem Teich...« Er lachte. »Da haben wir hier doch 'n bißchen mehr Wasser, wo wir drauf 'rumschippern können. Mal sehn, vielleicht kann ich dir zeigen, wo wir meistens sind, zum Baden und so.« Über die Altstadt hinwegblickend, suchte er das flache Land ab, das wiesengrün und fast baumlos, von wenigen Hecken durchzogen, in den Horizont hineinlief, wo es in Dunst und Sonnenlicht zerging. Unweit von den letzten Häusern der Stadt waren in den Wiesen die Uferböschungen eines Flusses erkennbar; hier und da in einer Schleife glänzte Wasser auf. »Sowas«, sagte Hartmut Krafft, »ich finde die richtige Stelle nicht. Liegt wohl weiter weg, da sind wir hier nicht hoch genug. Aber die Schleuse – die kannst du sehn: das Gebäude, das da für sich steht, mit den Bäumen drum'rum... Siehst du's?«

»Ja«, sagte Rolf.

»Da hol'n wir Jochen immer ab; der Schleusenwärter ist nämlich sein Onkel, der läßt uns umsonst durch, wenn grade 'n größerer Kahn da ist. Dann haben wir immer noch 'ne ganze Weile zu rudern, bis wir an unsrer Stelle sind. Aber wart mal...« Hartmut Krafft ergriff die nächste der vier senkrechten Streben des Turmgerüsts und schwang sich auf das Geländer. »Vielleicht kann man von hier aus besser sehn –«

Rolf blickte besorgt zu ihm hoch. »Paß bloß auf!«

»Keine Angst, ich halt' mich schon fest«, sagte Hartmut Krafft, ohne sich ablenken zu lassen. Die eine Hand an der Strebe, die andere am Rand des Blechdachs, dessen steile Wölbung sich kurz über seinem Kopf in einer Regenrinne abfing, tänzelte er auf dem Geländer hin und her und spähte, den Hals reckend, in die sonnige Weite. »Hat keinen Zweck«, sagte er schließlich, »ist nichts zu erkennen.« Nach ein paar spielerischen Schlägen gegen das Blechdach, daß es dröhnend widerhallte, sprang er wieder auf die Plattform herab. »Ist ja auch nicht so wichtig.«

Rolf trat zögernd einen Schritt auf ihn zu. »Sag mal…« Er stockte und senkte den Blick.

»Ja?« fragte Hartmut Krafft.

Es war ganz still; nur das Blechdach summte noch leise vor sich hin.

Rolf betrachtete aufmerksam seine Fingernägel. »Ich meine«, sagte er, »mir fiel nur so ein… Wenn ihr heute sowieso 'rausfahrt – vielleicht könntet ihr mich da mitnehmen?« Hartmut Krafft antwortete nicht sofort, und Rolf fügte rasch hinzu: »Natürlich nur, wenn ihr noch einen Platz freihabt im Boot.«

Hartmut Krafft nickte. »Platz ist da schon, nur…« Er strich sich langsam die Haare aus der Stirn und begann auf der schmalen Plattform auf und ab zu gehen, in kleinen, wohlgesetzten Schritten, die Augen auf die Spitzen seiner Schuhe gerichtet. Die Haarsträhne rutschte wieder herunter und hing ihm pendelnd vorm Gesicht. »Weißt du«, sagte er nach einer Weile mit einem Blick auf Rolf, »wir sind so 'n kleiner Verein, Jochen, Heinz und ich – wir halten fest zusammen und da…« Er blieb vor Rolf stehen und zuckte die Achseln. »Da könnten wir keinen gebrauchen, der nicht alles mitmacht«, sagte er schnell.

Rolf versuchte ein Lächeln. »Das ist doch klar.«

Hartmut Krafft sah ihn prüfend an; seine Zunge spielte im Mund. »Also von mir aus…«, sagte er endlich, »scheinst ja sonst ganz in Ordnung zu sein.«

Rolf lächelte verlegen.

»Schwimmen kannst du doch?« fragte Hartmut Krafft.

»Natürlich«, sagte Rolf.

Hartmut Krafft schlug ihm auf die Schulter. »Fragt sich noch, wann und wo wir uns treffen. Was meinst du, wenn…« Er brach plötzlich ab und sah blicklos an Rolf vorbei. »Hör mal: da kommt doch jemand«, sagte er leise. »Hörst du's? Da kommt einer die Leitern 'rauf.«

Sie blickten einander schweigend an. Unter ihnen klapperte das Gestänge; das Geräusch näherte sich schnell. Rolf kniff die Lippen zusammen. »Abwarten, wer's ist«, sagte Hartmut Krafft. Das Klappern war jetzt ganz nah; durch die Löcher in der Plattform war undeutlich eine Gestalt zu erkennen. Rolf sah, wie das obere Ende der Leiter zu zittern begann; gespannt blickte er auf die unterste sicht-

bare Sprosse. Es erschien ein dicker schwarzer Schopf, glänzend vor Pomade und sorgfältig in Wellen gelegt. Hartmut Krafft lachte lautlos auf. »'n Zigeuner –«, sagte er durch die Zähne, »was will der denn hier?«

Rolf konnte nicht mehr antworten, denn im nächsten Augenblick hatte der Zigeuner mit katzenartiger Gewandtheit die letzten Sprossen der Leiter erklommen und sprang auf die Plattform, ein Bursche von etwa zwanzig Jahren in einem zerknitterten hellbraunen Zweireiher mit auffälligem Streifenmuster. Grimmig die Zähne bleckend, stürzte er auf Hartmut Krafft zu und packte ihn an der Schulter. »Was machst du hier?« fauchte er ihn an, »was hast du hier zu suchen?« Hartmut Krafft schwieg, und der Zigeuner schüttelte ihn. »Los, sag schon, was willst du hier oben?« Sie starrten einander an. Sekunden vergingen. Hartmut Krafft verzog keine Miene. »Na warte –«, sagte der Zigeuner, »ich krieg' dich schon noch klein.«

Jäh herumschwenkend, stand er vor Rolf und zerrte ihn am Gürtel an sich heran. »Und du«, fragte er, und sein Atem schlug Rolf ins Gesicht, »was hast du hier verlor'n?« Rolf sah auf und blickte schweigend in die schwarzen Augen über ihm. »Na los, antworte!« zischte der Zigeuner und drehte ihm die Faust vor dem Magen. Rolf senkte den Blick. Dicht vor seinen Augen verliefen die breiten Streifen im Stoff des fremden Anzugs; er konnte jeden Faden erkennen. »Nee, Freundchen, so kommst du hier nicht weg«, hörte er den Zigeuner sagen, und eine braune Hand griff ihm unters Kinn und zwang ihm den Kopf in den Nacken. »Also: was hast du hier zu suchen?« Rolf sagte nichts, und die Faust vor seinem Magen zog den Gürtel an. Rolf bekam kaum noch Luft. »Nu mach schon's Maul auf!« brüllte der Zigeuner ihn an, eine fürchterliche Grimasse schneidend, und als Rolf ihn die Zähne fletschen und ein nikotinverfärbtes Gebiß zeigen sah, mit einem Goldzahn wirkungsvoll verziert: da blickte er schnell zur Seite, und einen Herzschlag lang schien es, als lächle er.

In der nächsten Sekunde taumelte er gegen das Geländer; neben ihm stand Hartmut Krafft und vor ihm, breitbeinig, in den Knien federnd, die Hände auf die Oberschenkel gestützt, der Zigeuner, ein hinterhältiges Grinsen um den Mund, als er jetzt mit gefährlich leiser Stimme zu sprechen begann. »Er lacht«, sagte er und kniff die Augen theatralisch zusammen, »sieh mal an, er lacht, er macht sich lustig über

mich... Er denkt, mit mir kann er's ja machen, ich tu' ihm ja nichts, denkt er... Aber er irrt sich, er irrt sich ganz gewaltig, er kennt mich nämlich nicht...« Der Zigeuner hielt inne; die Beine angewinkelt, leise federnd, wie zum Sprung bereit, blickte er lauernd von Rolf zu Hartmut Krafft und von Hartmut Krafft zu Rolf. »Wie wär's«, fing er wieder an, und seine Stimme war um eine Spur schärfer im Ton, »ich könnte ihn vielleicht einfach vom Turm 'runterschmeißen, zur Strafe, und seinen hochnäsigen Freund hinterdrein –?« Rolf sah, wie der Zigeuner sich vergnügt grinsend in den Knien wiegte; seine Hände auf den Schenkeln waren in unablässig greifender Bewegung. »Na, wie wär's damit?« Rolf starrte stumm vor sich hin. »Blödsinn«, sagte plötzlich Hartmut Krafft neben ihm mit vor Trockenheit rauher Stimme. Überrascht wandte Rolf den Kopf –

In der nächsten Sekunde fühlte er sich von jäh zubeißenden Händen seitlings gepackt, hochgerissen und über das Geländer gehoben, und im selben Augenblick, als er sich im Leeren hängen sah, von fremden Armen umklammert, unfähig sich zu rühren, nach einem Halt zu suchen, vom Geländer, dessen eiserne Kante schmerzhaft in seine Beine schnitt, entsetzlich weit entfernt, vom Gitterwerk überhaupt, das er Strebe für Strebe bis zum Fuß des Turms verfolgen konnte, unter sich fünfundzwanzig Meter Luft, Luft und nichts als Luft und dann das Pflaster, schadhaft, von Unkrautinseln bedeckt, jeder Stein, jedes Grasbüschel deutlich erkennbar – im selben Augenblick schrie er, schrie etwas Unverständliches, kehlig Rasselndes, das hemmungslos aus ihm hervorbrach, und der Schrei raste gellend in seinen Ohren, und Rolf hörte ihn noch, als er längst verzittert war in die Stille des Mittags.

Er stand wieder auf der Plattform, die Beine gespreizt, eine Hand am Geländer; verstört blickte er vor sich hin. Der Zigeuner tanzte ausgelassen um ihn herum, er brüllte vor Lachen; der Goldzahn blitzte ihm im Mund. »Sowas –«, stieß er endlich hervor, »der denkt, ich schmeiß' ihn 'runter... Ich und schmeiß' ihn 'runter –!« Kopfschüttelnd blieb er vor Rolf stehen und sah ihn sich an; er grinste über das ganze Gesicht. »Sowas –«, sagte er wieder, »denkt gleich, es geht ihm ans Leben...« Der Zigeuner erbebte in lautlosem Lachen; seine Augen waren Schlitze aus blankem Schwarz. »Schreit wie am Spieß...«, brachte er noch mit versagender Stimme heraus, und eine neue Lache

prudelte auf, ließ den Goldzahn auf ihrer Spitze tänzeln und fiel wieder in ein Grinsen zusammen. Rolf lächelte hilflos; den Kopf gesenkt, stand er linkisch da und hielt sich am Geländer fest. Der Zigeuner schlug ihm ermunternd auf die Schulter. »Was guckst du denn so blöde, ist doch nu alles vorbei.« Er trat an die Leiter und schwang sich gewandt auf die Sprossen. »Na denn bis zum nächsten Mal«, sagte er, während er langsam in der Öffnung der Plattform versank, »dann kommt der Blonde dran... Was, Blonder?« Aber Hartmut Krafft antwortete nicht, und der Zigeuner blickte zu Rolf hinüber und zwinkerte ihm zu. Dann glitt er die Leiter hinab, in der Tiefe entschwindend, und eine Zeitlang klapperte es wieder im Gestänge. Schließlich sah Rolf, wie sich der Zigeuner unten mit einem Sprung von der Mauer löste und auf den Wohnwagen zulief; sein Haar glänzte fettig-schwarz. Vor den Stufen zur Wagentür drehte er sich noch einmal um und winkte lächelnd herauf. Rolf grüßte mit einem halben Heben der Hand zurück.

Minuten vergingen in Stille. Von der Altstadt tönte ab und zu das langgezogene, hell aussetzende Singen einer Kreissäge herüber. Der Mittag brütete sonnenschwer vor sich hin.

Rolf starrte mit aufeinandergepreßten Lippen auf das Lochmuster in der Plattform. Von Zeit zu Zeit warf er Hartmut Krafft, der schräg gegenüber am Geländer lehnte, einen schnellen Blick zu. Ruhelos trat er von einem Fuß auf den andern. Hartmut Krafft sah mit unbewegtem Gesicht an ihm vorbei; wie immer hing ihm die Haarsträhne in die Stirn, vor der dunklen Bräune der Haut fast unwirklich blond.

Als Rolf wieder einmal die Stellung wechselte und die Stahlplatten unter seinen Füßen leise klirrend gegeneinanderschlugen, stieß sich Hartmut Krafft unvermittelt vom Geländer ab. »Ich muß nach Hause«, sagte er, ohne Rolf anzusehen, »ist schon ziemlich spät.« Er warf den Kopf zurück, daß die Haare flogen, und machte sich daran, die Leiter hinunterzusteigen.

Rolf schluckte. »Ich komm' mit«, sagte er übertrieben laut.

Hartmut Krafft antwortete nicht, und Rolf sah, wie er sich, Sprosse für Sprosse tiefer sinkend, die Leiter hinab entfernte, das Gesicht unbewegt, die Strähne wieder pendelnd davor. Er biß sich auf die Lippen und folgte ihm schweigend; das einzige Geräusch war das

Klappern im Gestänge. Im Abwärtssteigen versank der ferne Hori
zont hinter Häusern, Gärten und Zäunen, und während die unterst
Plattform immer näher kam und sich auf dem eisernen Lukendeck
jede einzelne Niete als winziger, schattenwerfender Buckel abhob
lief rings der Erdboden nach allen Seiten auseinander, und übrigblie
die vertraute kleine Fläche um den Turm herum und mit ihr da
Gefühl der Sicherheit und Enge inmitten der wieder greifbar nahe
Welt.

Als Rolf den Fuß auf die Ziegel der letzten Plattform setzte, hört
er unter sich das kurze, scharfe Schurren, mit dem Hartmut Krafft
nach dem Sprung von der untersten Strebe auf dem Pflaster aufp
prallte. Er schob sich schnell durch eine Lücke im Gitter und turnte
die Zunge zwischen den Lippen, die Mauer hinunter, indes sich Hart
mut Krafft bereits mit der Büchertasche unter dem Arm auf ein
Straße zubewegte, die, zwischen dem Platz und der Altstadt ver
laufend, eigentlich nicht mehr als ein Fahrdamm war, bis hier in de
Ecke des Platzes der Bretterzaun der Holzhandlung an sie herantra
und sie, rechtwinklig abbiegend, eingrenzte; ihr Pflaster war holprig
und voller Schlaglöcher, und im Rinnstein hatte sich, da und dor
auf den Fahrdamm leckend, niedrig-zähes Unkraut angesiedelt
Hartmut Krafft ging langsam und breitbeinig, ohne sich umzusehen
am Bretterzaun entlang; lässig schlenkerte er mit dem freien Arm
Rolf griff sich seine Büchertasche, die, lederbraun leuchtend, unbe-
rührt, wie er sie hingelegt hatte, im Gras lag, und eilte ihm nach. Am
Eingang zur Straße, dort, wo der Zaun nach links abbog, holte er ihn
ein. Hartmut Krafft wandte kaum den Kopf, und Rolf blickte zu
Boden. Keiner von beiden sagte ein Wort.

So gingen sie eine Zeitlang schweigend nebeneinander her. Der
Bretterzaun an ihrer Seite hörte auf und wurde durch einen eisernen,
der den Blick auf einen verwilderten Garten freigab, fortgesetzt;
durch die dünnen schwarzen Stäbe sah man auf eine Rasenfläche, die,
kreisrund, von üppig wuchernden Büschen eingefaßt war. Ein paar
Klappstühle standen, im knöchelhohen Gras tief eingesunken, um
einen Tisch herum; von den Holzteilen war, der Maserung folgend,
die Farbe abgeplatzt. Weiter vorn schimmerte das Mauerwerk einer
Villa durch das Laub, und ein Türmchen mit einer Wetterfahne oben-
drauf ragte spitzwinklig über die Bäume. Gleich dahinter, nach links

in in schwacher Krümmung in die Innenstadt führend, verlief die Norderstraße, nicht mehr weit entfernt, doch bis auf den kleinen Ausschnitt, wo die stille Nebenstraße in sie einmündete, für Rolf unsichtbar. Vor den eng aneinandergedrängten schmalen Häusern herrschte ein reger Verkehr von Fußgängern, Radfahrern und Autos. Hupen und Klingeln und das Surren gedrosselter Motoren verbanden sich mit dem einförmigen Geräusch von Reifen und Schuhsohlen auf dem Pflaster zu dem verworrenen Klanggemisch, wie es belebte Straßen kennzeichnet.

Rolf deutete mit einem Kopfnicken nach vorn. »Wo bloß die vielen Menschen herkommen«, sagte er. »Hier ist doch sonst nicht so viel Betrieb.«

Hartmut Krafft antwortete nicht.

»Muß wohl schon kurz nach eins sein«, sagte Rolf.

Hartmut Krafft schwieg.

»Aber ich hab' die Kirchturmuhr nicht schlagen hör'n«, fing Rolf wieder an. »Du vielleicht?«

Hartmut Krafft gab nicht gleich Antwort, und Rolf sah ihm fragend ins Gesicht. Hartmut Krafft blickte schräg an ihm vorbei.

»Nein«, sagte er.

Rolf senkte den Kopf.

Neben ihnen hinter dem Zaun lag jetzt, in seltsamem Gegensatz zu seiner Umwelt, das verwinkelte, erker- und türmchenverzierte Gebäude der Villa, und sie überquerten den Fahrdamm und bogen rechts in die Norderstraße ein. Das Sonnenlicht prallte mit beklemmender Gewalt auf den Bürgersteig, und sie nutzten einen freien Augenblick im Hin und Her der Radfahrer und gingen auf die andere Straßenseite, über die, eine bizarre Zackenlinie auf das Pflaster zeichnend, der Schatten der spitzgiebligen Häuser fiel, und um sich herum das lärmende Verkehrsgetriebe, das sie wohltätig gegeneinander abschloß, ließen sie sich vom Strom der aus den Werkstätten und Büros ihrem Heim zueilenden Menschen ein Stück die Straße mit hinuntertragen bis an die Ecke einer Gasse, die, links abzweigend, in leichter Neigung zwischen wenigen Häusern aus rissigem dunkelrotem Backstein zum Wasser hinabführte. Hinten, am Ende des Katzenkopfpflasters, zwischen zwei steinernen Pfosten noch keinen Meter über der Erde verlaufend, grenzte eine dicke schwarze Eisenstange

die Gasse zum Wasser hin ab. Ein paar Kinder spielten daran wie an einem Reck.

Hartmut Krafft blieb stehen und schleuderte sich die Haare aus der Stirn. »Ich biege hier ab«, sagte er, indem er einen Blick zum Wasser hinunterwarf, »also, mach's gut.« Er nickte Rolf flüchtig zu und begann sich breitbeinigen Schrittes die Gasse hinab zu entfernen.

»Ja«, sagte Rolf, »aber...« Er brach ab und sah Hartmut Krafft mit leerem Gesicht nach; sein Mund stand offen.

Hartmut Krafft drehte sich im Gehen noch einmal halb um. »Bis morgen dann«, rief er und klemmte die rutschende Büchertasche fester unter den Arm.

Rolf hob die Hand. »Ja –«, sagte er und tat einen Schritt hinter Hartmut Krafft her, aber der sah ihn nicht, er kehrte ihm den Rücken zu, und Rolf hielt inne und ließ die Hand wieder sinken. Er schloß den Mund und preßte die Lippen aufeinander.

Hartmut Krafft hatte jetzt das letzte Haus vor dem Wasser erreicht. Er stieg die zwei, drei Stufen zum Eingang hinauf und verschwand hinter der Haustür, ohne noch einmal zurückzublicken.

Sekunden verstrichen, während Rolf bewegungslos dastand und zu den spielenden Kindern hinunterstarrte. Eine kleine Göre hing gerade mit dem Kopf nach unten an der Eisenstange; das Röckchen war ihr vors Gesicht gefallen und ließ einen glänzenden rosa Schlüpfer sehen. Rolf blickte stumpf auf die strampelnden Beine; den Straßenlärm hinter sich schien er nicht zu bemerken. Erst als ein junger Mann mit seiner Freundin an der Hand, unter übermütigem Lachen um die Ecke schießend, in die Gasse einbog und ihn dabei im Vorübergehen streifte, schreckte er auf. Er fuhr herum, und sein Blick fiel voll auf das fremde Gesicht. Der junge Mann lachte ihn breit an, und Rolf hörte ihn etwas sagen, aber er verstand ihn nicht, er sah ihn nur noch mehr lachen, mit schmalen Augen und auseinandergezogenen Wangen, und da riß das Mädchen seinen Freund auch schon mit sich fort, und die beiden liefen Arm in Arm lachend die Gasse hinab. Rolf schaute ihnen nach, bis sich eine Haustür hinter ihnen schloß. Über seinem Gesicht lag ein tiefer Ernst.

Dann wandte er sich zum Gehen.

DIE WORTE UND DIE DINGE

DIE AKZENTE setzen ihre Diskussionen ›Der Schriftsteller vor der Realität‹ und ›Bausteine zur Poetik‹ mit einem Symposion ›Die Worte und die Dinge‹ fort. Walter Jens, Literaturhistoriker, Schriftsteller und Literaturkritiker, geht von der modernen deutschen Prosa seit dem Chandos-Brief Hofmannsthals aus; Herbert Malecki zeigt die gemeinsame Problematik der Gegenstandsentleerung und versuchten Dingerweckung in modernen Texten und in den Werken der bildenden Kunst; Joachim W. Storck deutet unter diesen Gesichtspunkten und in solchen Zusammenhängen die Lyrik Rainer Maria Rilkes.

WALTER JENS · DER MENSCH UND DIE DINGE

Die Revolution der deutschen Prosa

I

Die Revolution der deutschen Literatur, eine radikale Veränderung in Thema und Stil, beginnt um 1900 und erreicht bereits zwölf Jahre später, 1912, ihren Höhepunkt. Rilkes »Malte« und Heyms »Dieb«, Musils »Vereinigungen« und Kafkas »Urteil«, Barlachs »Toter Tag« und Sorges »Bettler«, die Gedichte Stadlers, Heyms und Trakls, Sternheims frühe Dramen und Edschmids »Sechs Mündungen«, Herwarth Waldens »Sturm«, dessen erste Nummer am 3. März 1910 erschien, und »Der blaue Reiter« bezeichnen eine Entwicklung, die im ersten Dezennium unseres Jahrhunderts mit Kafkas »Hochzeitsvorbereitungen« und der »Beschreibung eines Kampfes«, Musils »Törless« und, 1901, Hofmannsthals »Brief des Lord Chandos« begann – eine Umwertung aller Werte, die durch den frühen Tod der Protagonisten, Heyms und Trakls, Stadlers und Marcs, schon in den Anfängen unterbrochen wurde.

Ausgangspunkt jeder Analyse der neuen Revolution, man kann es nicht oft genug sagen, ist Hofmannsthals »Brief des Lord Chandos« – ein Dokument, das an Konsequenz und Bedeutung die Thesen des

Naturalismus weit übertrifft. Erst hier, in Philip Chandos' Brief an Francis Bacon, nicht in den »Kritischen Waffengängen« der Gebrüder Hart oder in Conrads »Gesellschaft«, nicht in Bleibtreus »Revolution der Literatur« oder den Programmen Conradis und Henckels bricht die Tradition des neunzehnten Jahrhunderts ab. Erst 1901 trennen sich »damals« und »jetzt«, das »Ich« verliert vor dem Zugriff des »Ist« seine Macht, das Objekt entzieht sich dem Subjekt, der Gegenstand bestimmt die Person und beraubt den Autor seiner »Schöpfer«-Funktion, die Realität scheint nicht mehr mit der gewohnten Sprache zu bannen, die Einheit zerfällt: »Um mich kurz zu fassen: Mir erschien damals in einer Art von andauernder Trunkenheit das ganze Dasein als eine große Einheit: geistige und körperliche Welt schien mir keinen Gegensatz zu bilden, ebensowenig höfisches und tierisches Wesen, Kunst und Unkunst, Einsamkeit und Gesellschaft.«

»Damals«: das meint den Zustand vor dem Zerfall, die Ahnung einer unio mystica, die in der gleichen Sekunde zerbrach, als die Dinge aufhörten, sich gegenseitig zu bestätigen – Gleichnis im Gleichnis zu sein –, und ein Eigenleben zu führen begannen. In diesem Augenblick verwandeln sich die Visionen zu unverbindlichen Allegorien – Spinnennetzen, »durch welche meine Gedanken hindurchschießen, hinaus ins Leere, während so viele ihrer Gefährten dort hangenbleiben und zu einer Ruhe kommen«.

Begriffe und Formeln versagen, Abstraktionen wie »Geist« und »Seele« reichen nicht aus, um die komplexe Wirklichkeit adäquat zu beschreiben: dem Schillernd-Vielfältigen anheimgegeben, werden die Begriffe selber schillernd: »die abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäß bedienen muß, um irgendwelches Urteil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze.«

Der Rubikon ist überschritten, die Entwicklung nicht mehr aufzuhalten: »allmählich aber breitete sich diese Anfechtung aus wie ein um sich fressender Rost.« Philip Lord Chandos kapituliert; verzagt und kleinmütig gesteht er sein Versagen ein. Die Dinge haben sich von Objekten zu Partnern und von Partnern zu Gegnern entwickelt, die, abgetrennt und riesengroß, nicht mehr »mit dem vereinfachenden Blick der Gewohnheit zu erfassen sind«. (»Es zerfiel mir alles in Teile, die Teile wieder in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen.«) Nur das Unscheinbare, eine Gießkanne oder eine auf

dem Felde verlassene Egge, ein Kirchhof oder ein Traum von sterbenden Ratten, gewinnt zuweilen noch Realität und Bedeutung, ermöglicht Hinüberfließen und Kommunikation; aber die Verzauberung dauert nicht lange, und der Erwachende kann die Gesichte, »das Fluidum des Lebens und Todes« nicht mehr zur Sprache erheben, weil es diese Sprache, die Ausdrucksweise der Dinge, die Diktion des Objekts noch gar nicht gibt. Chandos ist ein »Mystiker ohne Mystik«; seine »Weltfrömmigkeit«, von der Hofmannsthal in »ad me ipsum« spricht, sein Glaube an die Unantastbarkeit des Gegenstands enthüllt sich, sechs Jahre später, in den Briefen des Zurückgekehrten über »Die Farben« als ein Truggespinst. Auch das Dingliche, ein Krug oder ein Becken, der Kleiderständer und die Zimmerecke, erscheinen dem Betroffenen nun ganz und gar »nicht-wirklich«. Statt Chandos' »göttlicher Gefühle« kennt der Zurückgekehrte nur Schreckensvisionen. Häuser, Monumente und Straßen sind für ihn nichts als die »tausendfach gespiegelte Fratze ihrer gespenstischen Nicht-Existenz«; allein der Künstler, ein Maler wie van Gogh, vermag den Abgrund des Nichts, die gräßlich-chaotische Leere für einen Augenblick zu schließen; aber wenn schon Bilder, in denen die Dinge noch einmal wesenhaft werden, »aus einem fürchterlichen Zweifel an der Welt herausgeboren« sind, der allein in der wortlosen Sprache des Kolorits überdeckt werden kann – wie soll dann der Dichter seine Gesichte bezeichnen: wie soll er, dem die Farben nicht »unmittelbar aus dem stummen Dasein hervorschlagen«, das Nicht-Existente ohne Form und Farbe gestalten? Nur in der Zeitlosigkeit des Gemäldes, im Miteinander des Bildes, bewahrt die Vision ihre Stärke; allein die Simultaneität schafft Transparenz. Die Sprache aber entwickelt sich mittelbar im Nacheinander von Zeit; sie fließt im Strom der Gedanken, Welle auf Welle und Satz für Satz: »ich kann mich nicht festketten an eine ihrer Wellen, daß es mich trüge, unter mir geht's dahin und läßt mich auf dem gleichen Fleck.«

2

Während Philip Lord Chandos, Laidion (aus dem Dialog »Furcht«) und der Zurückgekehrte die vertraute Umgebung als nicht für sich existent betrachten und, jeder in seiner Weise, nach Lösungen suchen

– einer unscheinbar-seligen Welt, einem Glück ohne Hoffnung und einer Farbensprache, in der sich allein noch das »furchtbare Leben« der Sonne symbolisiert –, während Hofmannsthal nur den »Anstand des Schweigens« als Resultat registriert, geht Rilkes »Malte« noch einen Schritt weiter. Hofmannsthals Helden verweilen im Gestern, Maltes ein Aristokrat wie Lord Chandos, stellt sich dem Heute. Auch er »lernt sehen«; aber statt Krügen und Bäumen, Gärten und Höfen gewahrt er, konkret und real, die Phänomene der Großstadt, die stinkenden Gassen und das Kind mit dem Ausschlag, das Asyl de nuit und die bloßgelegte Mauer des Elendsviertels: »Man sah ihre Innenseite. Man sah in den verschiedenen Stockwerken Zimmerwände, an denen noch die Tapeten klebten, da und dort den Ansatz des Fußbodens oder der Decke. Neben den Zimmerwänden blieb die ganze Mauer entlang noch ein schmutzigweißer Raum, und durch diesen kroch in unsäglich widerlichen, wurmweichen, gleichsam verdauenden Bewegungen die offene, rostfleckige Rinne der Abortröhre. Von den Wegen, die das Leuchtgas gegangen war, waren graue, staubige Spuren am Rande der Decken geblieben, und sie bogen da und dort ganz unerwartet, rund um und kamen in die farbige Wand hineingelaufen und in ein Loch hinein, das schwarz und rücksichtslos ausgerissen war.«

Malte sieht die Züge der Vorstadt, oder genauer, nicht er sieht sie, sondern sie sehen ihn an; er ist den Dingen, wie Lord Chandos, ausgeliefert. Sie sprechen und er notiert, was er unter ihrem Anruf empfindet: Entsetzen und Angst. Unfähig, die Eindrücke zu amalgamieren, seines Ichs beraubt, gibt er sich ihnen hin und öffnet sich ihrem Schrecken. Während Chandos und der Zurückgekehrte die Trennung markieren – nur die Visionen zerbrechen Kleinmut und Ekel –, hat Malte die Dinge »erkannt«; er ist in ihnen und sie sind in ihm. Die Angst schafft eine neue Kommunikation: »denn das ist das Schreckliche, daß ich sie erkannt habe. Ich erkenne das alles hier, und darum geht es so ohne weiteres in mich ein: es ist zu Hause in mir.«

Erst im »Malte« ist der »Chandos«-Prozeß zum Abschluß gekommen: die Dinge haben sich weiter verselbständigt, die Festung des »Ich« ist erobert – und in diesem Augenblick, da der Sprecher zum Antworter, das Subjekt endgültig zum Objekt wird, erreicht die Sprache eine neue Dimension und wird zum Stil der redenden Dinge,

die über den Menschen hergefallen sind, ihn hetzen und, wie Schattenvampyre, an seinen Adern saugen: »Elektrische Bahnen rasen läutend durch meine Stube. Automobile gehen über mich hin. Eine Tür fällt zu. Irgendwo klirrt eine Scheibe herunter, ich höre ihre großen Scherben lachen, die kleinen Splitter kichern.« Die Trennungsmauern sind versunken: wo endet das Ich? wo beginnt das Es? Grenzen verdämmern, der Raum verengt sich im Ich, und das Ich wächst in den Raum: »Jetzt war es da. Jetzt wuchs es aus mir heraus wie eine Geschwulst, wie ein zweiter Kopf, und war ein Teil von mir, obwohl es doch gar nicht zu mir gehören konnte, weil es so groß war.« Sätze wie diese verdeutlichen die Entwicklung der Sprache von Hofmannsthal zum Expressionismus; der thematische Vorklang des »Briefes« gewinnt in der Rilkeschen Vorstadt-Vision, in der Durchbrechung aller konventionellen Möglichkeits-Vorstellungen (»jetzt wuchs es aus mir heraus«; »Automobile gehen über mich hin«), in der Verselbständigung der Teile (»ich höre ihre großen Scherben lachen«), der Durchlöcherung der Oberflächenwelt und der stilistischen Adaption einer dinglichen Autonomie den vollen Ton des hallenden Geläuts. Wir schreiben das Jahr 1910.

3

Um das Jahr 1907, zur Zeit der »Farben« also, zwischen dem »Törless« und den »Vereinigungen«, nach dem »Brief« und vor dem »Malte«, war Kafka mit jener »Beschreibung eines Kampfes« beschäftigt, in der die Verwandlung des traditionellen Subjekt-Objekt-Bezuges am sichtbarsten wurde. Während Hofmannsthal und Rilke das Verhältnis zwischen dinglicher Macht und begrifflicher Ohnmacht lediglich konstatierten und Musil das Faktum »Einer gegen alle«, Selbstverwirklichung auf Kosten der »allomatischen Lösung«, als unabänderlich hinnahm, fragte Kafka nach den Gründen der veränderten Situation: warum öffnen sich die Türen nicht mehr; warum sind die Zimmer Zellen geworden?

Rilke, Hofmannsthal und Musil beschrieben die Reaktionen des Menschen in einer Welt, die nicht mehr real ist. Für Kafka ist »Welt« überhaupt keine Kategorie. Er kennt den einzelnen, die vielen und die Instanz; den ausgesetzt Verlorenen, die scheinbar ver-

ständigte Masse und die Unmenschlichkeit der Behörde; den Mann vom Lande, die Türhüter und das Gesetz; Josef K., den Advokaten und das Gericht; den Landvermesser, die Dörfler und das Schloß; Roßmann, den Oberportier und das Theater von Oklahoma. Statt der Beziehung zur »Welt« gibt es nur einen horizontalen Bezug zu dem Menschen, zum Du und zur Gemeinde und einen vertikalen Bezug zur Instanz: Bezüge, die niemals, in der Form eines Kreuzes, zu vereinigen sind. Sucht man das Schloß, so verliert man das Dorf aus den Augen; betrachtet man den Türhüter, so beginnt das Gesetz zu verschwimmen.

Malte und Chandos versagen, weil sie die Sprache der Dinge nicht mehr verstehen; Kafkas Menschen sprechen mit Flüssen und Bergen: nicht Ohnmacht, sondern trügerische Allmacht bezeichnet ihr Wesen. Sie verschätzen sich ständig, bagatellisieren und verwirren die Perspektiven – darin liegt ihre *Schuld*. Sie lassen sich immerfort verleiten und zu Fehlurteilen hinreißen, sie brechen auf und glauben sich schon am Ziel, aber die unter ihren Füßen wachsenden Treppen spüren sie nicht.

Kafkas Helden leben in der doxa. Die Diskrepanz zwischen der Meinung und dem Geschehen, dem Erwarten und seiner Erfüllung läßt sie am Ende zerbrechen. Dabei sind Kalkulation und Ereignis in antithetischem Verhältnis aufeinander bezogen: man erwartet ein Gespräch und wird zum Tode verurteilt, man glaubt sich im Schloßbezirk willkommen und bleibt ein Fremder im Dorf. Das Paradox beherrscht die Szenerie, und je realer alles erscheint, desto verwickelter sind die Bezüge. Dabei fängt es meistens, wie in der »Beschreibung eines Kampfes«, harmlos-unverfänglich an: »Gegen zwölf Uhr standen schon einige Leute auf, verbeugten sich, reichten einander die Hände, sagten, es wäre sehr schön gewesen, und gingen dann … sich anzukleiden.« Ein ganz gewöhnlicher Vorgang: das Fest ist zu Ende, und die Leute verlassen das Haus – noch scheint alles im Lot. Aber dann löst sich plötzlich, genau wie bei Musil und Rilke, ein winziges Detail aus dem Zusammenhang und verselbständigt sich: »Die Hausfrau stand mitten in dem Zimmer und machte bewegliche Verbeugungen, während in ihrem Rock gezierte Falten sich schaukelten.« – Schon ist die Ordnung zerfallen, und Warnungstafeln zeigen die Gefahr: »Da sah ich meinen neuen Bekannten, ein wenig zerrauft und aus der Ordnung geraten, an dem Türpfosten eines Nebenzimmers

rscheinen.« Ein Mann wird – proleptisch – als Vertrauter eingeführt, von dem noch nie die Rede war; aber in der Kafkaschen Welt ist das Paradox das einzig Reale: man nimmt es hin, und scheinbar verwandelt sich nichts… ein Fest klingt aus. In Wahrheit freilich ist alles von Grund auf anders geworden, und wenn der Held sich sofort mit der Veränderung abfindet, ohne auch nur eine Sekunde zu ahnen, wie sehr in diesem Augenblick schon über ihn entschieden ist, macht er sich schuldig. Statt sich zu stellen und die neue Dimension mit eigenen Maßen zu messen, tut er, als ob nichts geschehen wäre: »ich war eben in Gesellschaft gewesen, hatte einen undankbaren jungen Menschen vor Beschämung gerettet und spazierte nun im Mondlicht herum. Auch das ging. Den Tag über im Amt, abends in Gesellschaft, in der Nacht auf den Gassen und nichts übers Maß. Eine in ihrer Natürlichkeit schon grenzenlose Lebensweise!« Immer wieder sucht er sich einzureden, daß alles ganz normal und üblich sei und er nach Hause gehen könne, wann er nur wolle. Erst später, auf dem Wege, bemerkt er, daß er an seinen neuen Bekannten gefesselt ist und ihm nie mehr wird entfliehen können. Aber noch während ihm diese Erkenntnis kommt, verschätzt er sich erneut und macht sich ein zweites Mal schuldig: nicht er, glaubt er, ist an den Freund gebunden, sondern der Freund gehöre ihm: »und er soll immer bei mir bleiben, immer, wer soll ihn beschützen, wenn nicht ich … nein, mich wird er nicht mehr loswerden.«

Für den Anonymus der »Beschreibung« sind, wie für den Landvermesser oder Georg Bendemann, Mensch und Ding nur Mittel, um den Zweck zu erreichen: Objekte, die es zu nutzen gilt, um ans Ziel zu kommen, Gewicht und Schwere zu erlangen und ein Selbst zu werden: »denn Erinnern ist traurig.«

Die Menschen Kafkas wissen, daß es Erlösung allein in der Hingabe gibt; aber obwohl sie es wissen, machen sie immer wieder den Fehler, den anderen, der ihnen nur als »Funktionär« bedeutsam ist, wie eine Schachfigur zu betrachten. Sobald sie jemanden finden, der günstiger steht, verlieren sie, wie Georg Bendemann im »Urteil«, die erste Person aus den Augen, verfallen der Schuld und werden mit der Bestrafung zugleich darüber belehrt, daß die Schachfiguren, statt ihnen zu nützen, das eigene Matt geradezu erzwangen.

Nur die Liebe könnte den Menschen (wie bei Hofmannsthal und

Broch) seiner selbstverschuldeten Vereinzelung entreißen; aber sobald sich der Mensch ihr hingibt, nicht mehr außerhalb des Zusammenhangs bleibt und dem Junggesellendasein entflieht, verliert er sein Ziel aus den Augen, »hält nicht mehr alle Kräfte zusammen« und begnügt sich bald mit jenem kaleidoskopischen Spiel, das Kafka am Beispiel des »Tunnel-Unglücks« verdeutlicht hat.

»Wir sind, mit dem irdisch befleckten Auge gesehen, in der Situation von Eisenbahnreisenden, die in einem langen Tunnel verunglückt sind, und zwar an einer Stelle, wo man das Licht des Anfangs nicht mehr sieht, das Licht des Endes aber nur so winzig, daß der Blick es immerfort suchen muß und immerfort verliert, wobei Anfang und Ende nicht einmal sicher sind. Rings um uns aber haben wir in der Verwirrung der Sinne oder in der Höchstempfindlichkeit der Sinne lauter Ungeheuer und ein je nach der Laune und Verwundung des einzelnen entzückendes oder ermüdendes kaleidoskopisches Spiel. Was soll ich tun? Wozu soll ich es tun? sind keine Fragen dieser Gegenden.«

Nur im Aufbruch, in der Wanderung zum Licht, dem Ruf entgegen, wortreich und sicher beginnend, wortlos und verzweifelnd endend, liegt die Würde des Kafkaschen Menschen ... auf den Reisewagen warten und den Tunnel auch dann verlassen, wenn die Richtung unsicher ist und das Licht vielleicht von »hinten« kommt; die Botschaft hören, wenngleich man nicht weiß, ob die Könige noch leben oder nur die Kuriere einander die längst sinnlos gewordenen Nachrichten zuraunen; die Schneise suchen, auch wenn man sich immer wieder im Dickicht verirrt; im Namenlosen existieren und auf die Stimme lauschen, die manchmal weit, weit weg flüstert: das alles verdeutlicht die Situation eines Menschen, der das Ziel weiß, aber den Weg nicht kennt.

Allein im Zeichen der Instanz, im Licht der väterlichen Autorität, erscheinen die Dinge hell und fest umrissen, die Begriffe unumstößlich und die Formeln fixiert: »Jetzt merke ich bei Gott, daß ich von allem Anfang an ahnte, in welchem Zustande Ihr seid. Ist nicht dieses Fieber, diese Seekrankheit auf festem Lande, eine Art Aussatz? Ist Euch nicht so, daß Ihr vor lauter Hitze mit dem wahrhaftigen Namen der Dinge Euch nicht begnügen könnt, davon nicht satt werdet und über sie jetzt in einer einzigen Eile zufällige Namen schüttet. Nur

chnell, nur schnell! Aber kaum seid Ihr von ihnen weggelaufen, habt hr wieder ihre Namen vergessen. Die Pappel in den Feldern, die Ihr en ›Turm von Babel‹ genannt habt, denn Ihr wolltet nicht wissen, aß es eine Pappel war, schaukelt wieder namenlos, und Ihr müßt sie ennen: ›Noah, wie er betrunken war.‹«

Noch einmal wird der Unterschied, der Kafka von allen Vorgängern trennt, mit Deutlichkeit sichtbar: daß sich die Dinge entziehen und ein eigenes Leben zu führen beginnen – daß die Begriffe versagen, ist menschliche Schuld. Wer das Phänomen zum Objekt degradiert und dingliche Schlichtheit mit Symbolen verdeckt, wer die Wahrheit chiffriert, darf sich nicht wundern, wenn sich am Ende nicht nur die Namen, sondern auch die Dinge selbst verflüchtigen. Freilich sind es immer nur wenige, die die Veränderungen überhaupt bemerken; die Vielen leben furchtlos weiter, als ob nichts geschehen wäre … und wie sollte sie der Ausgestoßene, seiner Erkenntnis Müde, nicht beneiden, wenn sie in den Spinnennetzen hängenbleiben, durch die seine Gedanken ins Leere hinausschießen: »Sie glauben nicht daran, daß es andern Leuten so geht? Wirklich nicht? Ach, hören Sie doch! Als ich, ein kleines Kind, nach einem kurzen Mittagsschlaf die Augen öffnete, hörte ich, meines Lebens noch nicht ganz sicher, meine Mutter in natürlichem Ton vom Balkon hinunterfragen: ›Was machen Sie, meine Liebe? Ist das aber eine Hitze!‹ Eine Frau antwortete aus dem Garten: ›Ich jause so im Grünen.‹ Sie sagte es ohne Nachdenken und nicht besonders deutlich, als hätte jene Frau die Frage, meine Mutter die Antwort erwartet.«

Während Hofmannsthal, Rilke und Musil die Trennung durch Setzung neuer Symbole: Farbe, Engel und Puppe, wieder aufheben wollten, sah Kafka gerade in der »Abbildungssucht« den Grund für die Verschuldung des Menschen. Der Diener des Seins hat sich, im Sinne der Existenzphilosophie, zum Herrn des Seienden emanzipiert; er hat die Stimme Kreons vernommen (»ein kleiner Zügel lenkt das wilde Pferd«) und die Worte Haimons (»beuge dich, gib nach, reffe das Segel«) vergessen. Statt: »nicht allzusehr anspannen« heißt seine Devise: »erobere, greif an« … so betrachtet, ist die Rache der Dinge nur die unausweichliche Folge menschlicher Hybris, und man sieht, wie sich die These des »Chandos«-Briefes in ihr Gegenteil verkehrt: nicht das Ding, sondern der Mensch hat sich entzogen; die

Begriffe versagen, weil die Wahrheit sich allein der stummen Dienstbarkeit und nicht dem fixierenden Zugriff enthüllt. Der Weg des Kafkaschen Menschen ist ein Weg vom Reden zum Schweigen, von der These zum Paradox und vom Trug zu einer Wahrheit, die im Augenblick der Katastrophe, wenn die Person im Namenlosen versinkt, wieder sichtbar wird.

Es liegt im Wesen einer solchen Situation, daß sich das Ungeheure gerade im Vertrautesten, der scheinsicheren Realität des Banalen vollzieht: in der »Beschreibung eines Kampfes« beobachtet der Freund seinen neuen Bekannten: »er hob den rechten Arm, zuckte mit der Hand und horchte auf den Kastagnettenklang des Manschettenkettchens. Jetzt kam offenbar der Mord. Ich werde bei ihm bleiben, und er wird das Messer, dessen Griff er in der Tasche schon hält, an seinem Rock in die Höhe führen und dann gegen mich. Es ist unwahrscheinlich, daß er sich wundern wird, wie einfach die Sache ist, aber vielleicht doch, wer kann das wissen. Ich werde nicht schreien, ich werde ihn nur anschauen, solange die Augen es aushalten... Von einem entfernten Kaffeehaus mit schwarzen Scheiben ließ sich ein Polizeimann wie ein Eisläufer über das Pflaster gleiten... Erst dieser Polizeimann, der zweihundert Schritte von einem baldigen Mord nur sich selbst sah und hörte, machte mir eine Art von Angst. Ich stellte fest, daß es mit mir auf jeden Fall zu Ende war, ob ich mich erstechen ließ oder weglief. War es aber dann nicht besser, wegzulaufen und mich damit der umständlichen, also schmerzlichen Todesart auszusetzen?«

Eine Kette klirrt, und die Assoziation heißt Mord – der Retter als Mörder und der Mörder als Retter: ein Grundmotiv Kafkas; Banales schlägt ins Ungeheure um; ein Paradox vertreibt den Menschen aus seiner Trugwelt, und dann vergrößert sich plötzlich der Raum, die Vorstellung »Mord« wirkt assoziierend weiter und bezieht alle Wahrnehmungen in ihre Wirklichkeit ein. Kafka kennt kein Musilsches Gleiten von Bild zu Bild und von Vision zu Vision: ein einziger, fest umrissener Gedanke hält die Assoziationen (Schutzmann, Tod) zusammen; Handlung und Reaktionen sind gleich real; zwischen Erwägung (Ich muß weglaufen) und Tat liegt kein Einschnitt; alles ist von nun an möglich – man kann sogar in der Luft schwimmen –, nur ins Normale gibt es kein Zurück, »einmal ist immer«: »Einmal dem

hlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.« – Wenn ihn einmal solche Gedanken zu quälen begannen, konnten sie gänzlich aufhören?«

Traum und Wunder formen das Kafkasche Frühwerk; erst nach m »Urteil« vom September 1912 verändert sich der Stil, und das aradox gewinnt, von der »Behördensprache« getragen, realistische üge. Ein einziger Sprung ... und alles ist ganz selbstverständlich: ine »expressionistische« Fiebervision, kein Alptraum wie in der Beschreibung«, keine obskure Bildlichkeit, kein Schritt von Vision Vision, keine zwei Ebenen mehr, sondern ein einziger Raum, vom esetz der Logik beherrscht, Rechnung und Gegenrechnung, Konquenz und Paradoxie.

4

In den Oxymora Musils und Kafkas (»sengende Kälte«; »ich rief ne Klang«), der dinglichen Vivifizierung (»klagende Fenster«; »verestes Licht«) und der Zusammenfügung heterogener Elemente (»sie atte plötzlich von sich ein ... abgebrochenes, wie ein Armstumpf chtelndes Gefühl«) beginnt sich ein Prozeß abzuzeichnen, in dessen olge die Vergleichsebene zerbröckelt und das »wie« zugunsten des st«, der Vergleich zugunsten der Identifikation aufgegeben wird. Bei ofmannsthal und Musil heißt es noch: »die Worte ... zerfielen mir n Munde *wie* modrige Pilze«, »die Dinge zerfielen *wie* taube Steine«; ir Kafka dagegen lebt Gregor Samsa nicht symbolisch, *wie* ein nsekt, sondern er hat sich, realiter, in einen Käfer verwandelt, und Heyms Irrer verhält sich nicht *wie* ein Tier, sondern ist tatsächlich ein großer weißer Vogel über einem großen einsamen Meer«. Erst ort, wo die Symbolik kühner Bilder sich, auf dem Handlungshöhepunkt, in mythisch-schlichter Identifizierung realisiert, im »Dieb« on Georg Heym, sind wir im Raum des Expressionismus.

Der Einschnitt ist unübersehbar; die neue Sprache formt einen euen Menschen, schafft neue Situationen und erobert neue Bereiche. Extremtypen«, Irre und Mörder, Diebe und vom Tod bestimmte Männer verdrängen Individuen wie Malte und Claudine; das »Wir«, ie Masse Mensch, das Kollektiv der entfesselten Menge, überwindet as »Ich«: »Männer und Frauen durcheinander, Arbeiter, Studenten,

Advokaten. Weiße Perücken, Kniestrümpfe und Sansculotten, Damen der Halle, Fischweiber, Frauen mit Kindern auf dem Arm, Stadtsoldaten, die ihre Spieße wie Generale über der Masse schwangen, Schuster mit Lederschürzen und Holzpantoffeln, Schneider, Gastwirte, Bettler, Strolche, Vorstädter, zerlumpt und zerrissen, ein unzähliger Zug...« – mit Heyms »5. Oktober« ertönt zum erstenmal die Fanfare der Revolution. Während sich bei Kafka das Paradoxe im Alltag ereignet und das Ungeheure an der Schwelle des Banalen steht: im Kleid der Skurrilität und zur Unterschätzung herausfordernd leben die Heymschen Menschen, – von vornherein sichtbar gezeichnet, nicht Bankbeamte oder Büroangestellte, – immer im Schatten des Todes.

In Heyms erster Novelle der Sammlung, dem »5. Oktober«, ist es der Hunger, der, gnadenlos und elementar, die Menschen in seinen Bann schlägt; im »Irren« herrscht der Wahnsinn, in der »Sektion« die Maschinerie der Zerteilung, im »Jonathan« der Tod, im »Schiff« die Pest, im »Dieb« noch einmal der Wahnsinn. Am Ende aber weitet sich jeweils der Blick. Grauen und Angst, Elend und Tod sind überwunden, das Menschlich-Disparate transzendiert ins Kosmisch-Allgemeine: während die Massen nach Versailles marschieren, »zittern ihre Herzen leise«, »eine ewige Melodie erfüllte den Himmel, und seine purpurne Bläue, eine ewige Fackel, brannte. Und die Sonne zog ihnen voraus den Abend herab, sie entzündete die Wälder, sie verbrannte den Himmel. Und wie göttliche Schiffe, bemannt mit den Geistern der Freiheit, segelten große Wolken in schnellem Winde vor ihnen her.« Während der Irre, ein Vogel über dem Warenhaus, von der Kugel getroffen herabstürzt und das Blut aus seiner Wunde schießt, steigt wie im »5. Oktober«, »eine ewige Musik von unten herauf«, und sein sterbendes Herz eröffnet sich »zitternd in einer unermeßlichen Seligkeit«. »Während in der »Sektion« eiserne Meißel in den Händen der Ärzte die Schläfenknochen zerbrechen, zittert auch der Tote »leise vor Seligkeit auf seinem weißen Totentisch«, und die dröhnenden Hämmer erwecken noch einmal einen »Rest von Liebe in ihm« ... »wie eine Fackel, die hinein in seine Nacht leuchtete«. Sogar der kleine »Jonathan« kriecht, als der Tod sich ihm nähert, von seiner Bahre herunter und folgt dem Gespenst, das ihm voranfliegt, »durch Dunkel, durch schreckliches Dunkel« hinaus in jene Unermeßlichkeit des Alls, der auch das Pestschiff entgegentreibt, nachdem alle tot sind und

lein die »schwarze Gestalt« noch auf Deck steht: »Und in dem euerschein schien sie zu wachsen, und ihr Haupt erhob sich langsam ber die Masten, während sie ihre gewaltigen Arme im Kreise herum-hwang gleich einem Kranich gegen den Wind. Ein fahles Loch tat ch auf in den Wolken. Und das Schiff fuhr geradeswegs hinein in ie schreckliche Helle.«

Tod und Revolution, das Sterben des einzelnen und der Aufbruch er Masse markieren die dialektische Balance zwischen Ende und nfang, Form und Erlösung. In den vielen erwacht, auf dem Gang ach Versailles, der Mensch, und das Individuum kehrt, sterbend, ins llgemeine zurück. Tote und Irre, Mörder und Kinder, die Menschen m Rande zerreißen den Schleier und zeigen, bei Trakl und Heym, ie Welt im Zustand einer schrecklichen Größe: einer Düsternis, in ie der Himmel hineinfällt, einer von Fackeln durchschwelten Nacht. Dämonen sind nah – keine Kobolde und als Zwerge verkleidete Rie-n wie bei Kafka, sondern Ungeheuer, die ihre Macht nicht ver-ergen, Todesgespenster, Pestvampyre und Teufel. Nicht zufällig est der Dieb gerade das 17. Kapitel der Apokalypse, das Gleichnis on der großen Hure Babylon. Hier erweist sich Jean Paulsches Erbe als uchtbar – die Beziehungen zwischen der »Rede des Todten Christus om Weltgebäude herab, daß kein Gott sei« und den Visionen des Diebes bieten sich an. Andererseits sind Bieberkopfs Schnitter-espräch, nach dessen Ende die böse Hure abzieht (in Döblins »Alex-nderplatz«), Eschs Auseinandersetzung mit dem »Anti-Christen« Bertrand, bei Hermann Broch, und vor allem Jaquemars »mysti-cher Endkampf« mit Gabriele Bompard aus Joachim Maaß' »Der all Gouffé« in den Fiebergesichten jenes Irren präfiguriert, der ie Mona Lisa aus dem Louvre stiehlt, um mit der Zerstörung es Abbilds auch das Böse selbst, die »Hure auf dem rosinfarbe-en Pferd«, zu vernichten. »Wer hier siegte, hatte den letzten Sieg rfochten, er hatte keinen Feind mehr, und rings um den Sieger waren entweder die unermeßliche Helle des Lichtes und die Choräle er Sonnen oder schwarze Himmel von trostlosem Schweigen und ber Haufen von Särgen der schwarze Thron Belials und die riesigen ahnen der Hölle.« Nicht in der Tiefe des Ich, sondern in der Weite es Weltraums, zwischen Dunkel und Licht, brennender Helle und ächtiger Schwärze entscheidet sich, bei Heym, das Schicksal des

Menschen – nicht im Gedankenghetto, sondern in der unermeßlichen Dimension des Kosmos, in »schwarzen Träumen« und vor »weißen Monden«, im »schrecklichen Schlaf«, unter »schwarzem Himmel« und in den »Eingeweiden der Hölle«. In der Klarheit des Sterbens, wenn das Hirn (nicht das Herz!) noch einmal erwacht, und in der Über-Bewußtheit des Wahnsinns überfliegt der Mensch die Schranken seiner Individualität, wird, wie Benns Rönne oder der irre Moosbrugger im »Mann ohne Eigenschaften«, zum »schwarzen Vogel des Himmels« und sieht, gleich dem Irren oben im Warenhaus, Kosmos und Welt zum erstenmal in ihrem wahren Maß. »Er war ein großer weißer Vogel über einem großen einsamen Meer, gewiegt von einer ewigen Helle, hoch im Blauen. Sein Haupt stieß an die weißen Wolken, er war Nachbar der Sonne, die über seinem Haupte den Himmel füllte...«

»... ein andermal sah er eine ungeheure Fledermaus, die mit ausgespannten Flügeln an den Himmel angeschlagen zu sein schien.«

»Nach einiger Zeit sahen ... Betrunkene, wie ein großer roter Feuerdrache oben auf dem Dache saß und mit seinen riesigen Flügeln auf den brennenden Sparren herumschlug.«

Mit den kosmischen Bildern Georg Heyms, den Traumphantasmagorien von Kinderschädeln und Ratten, von Adern, die »verschrumpften Wurzeln« gleichen, und von Hyänen und beinernen Hirnen, mit der »Realisierung« des Vergleichs (seine Frau »sah aus wie eine Ratte« ... er riß eine eiserne Platte von dem Ofen und warf sie nach der Ratte«) und mit der Darstellung von Grenzsituation und Extremtyp erreicht die Revolution der Prosa ihren Gipfel. Zwei Jahre nach Heyms Tod, 1915, hatte sie ihren Höhepunkt bereits überschritten.

5

Das Pendel schlug zurück, die Revolution wurde Expressionismus. In der Apotheose des Übermenschen (Edschmid) und der Verklärung einer treffsicheren Intelligenz (Sternheim), in dem pathetischen Preislied auf das Vitale und der Verherrlichung des Ökonomischen gewinnt – so scheint es – das Ich seine alte Mächtigkeit wieder und wird noch einmal Subjekt.

Aber in Wahrheit machte man, statt Neues zu schaffen, nur Abriche, beschränkte und systematisierte: eine Plakatfassade verdeckte e Aussicht auf die gewonnenen Felder. Der Weg, der mit dem Brief des Lord Chandos« begann und über Rilke, Kafka und Musil ı Heym führt, ist in den »Sechs Mündungen« von Kasimir Edschmid ıs Ende gelangt.

Schon bei Sternheim – »Schuhlin« erschien 1913 – verengt sich der ıeologische Aspekt zugunsten rationaler Analysen ökonomischer räfte: keine Entscheidung, sondern Entwicklung, keine Grenztuation, sondern Umwelt und Erbe; statt Namenlosigkeit – Fixieıng, statt »Irrer«, »Toter«, »Masse« – die Nomenklatur des Alltags, usekow, Schuhlin, Meta, Ulrike; statt bildlicher Vision – soziogische Begrifflichkeit; statt Dialektik und Transzendenz – Biologie ıd Mathematik; statt Weitung am Ende – Determination am Anfang; att Kosmos – Milieu ... Name, Schicksal und Umwelt, im ersten Satz ereits umrissen: »Meta war ein dienender Geist, geboren im gleichen ädtchen, in dem sie bei bürgerlicher Herrschaft Stellung hatte.«

»Ulrikes beflaggtes Elternhaus, Schloß Miltitz, stand unter Föhren ı einem Blachfeld der Uckermark.«

Immerhin ist die materialistische Destruktion der Kafkaschen (oder leymschen) Metaphysik bei Sternheim konsequent und, wie der Napoleon« zeigt, artistisch ergiebig. Erst dort, wo man Transzendenz ortäuscht und sich mit Hymnen auf die Lebensenergie begnügt, bei dschmid, wird der Ansatz Hofmannsthals und Musils in sein Gegenil verkehrt. »Edschmid ist die Veräußerlichung des Stils, den Musil s erster ertastete« (Alfred Kerr). Rilke, Kafka und Heym hatten in ildern und Paradoxen die Umkehr des Subjekt-Objekt-Bezuges chtbar gemacht und die Wende markiert; expressionistische Prorammatiker, Weltanschauungsdichter und Propheten kehrten den pieß wieder um und machten den Menschen – im Augenblick seiner ntscheidenden Niederlage – noch einmal zum Maß aller Dinge: der edrohte stülpt sich die Maske des Bedrohenden über den Kopf; der efesselte – Kafkas Paradox ironisch potenziert! – hält seine Stricke für eile, mit deren Hilfe er, der Allmächtige, die Objekte anbinden kann. Übermenschen vom Schlage Raoul Pertens (aus den »Sechs Münungen«), entfesselte Aktivisten, Abenteurer und Athleten von unschöpflichem Aktionsradius und unbegrenzter sexueller Potenz,

bizepsgewaltige Kolosse strömen ihre Leidenschaften – Verzicht, tiefe Trauer und grenzenlosen Tod – aus; der Kosmos erscheint, säkularisiert gleichsam, als geographische Weite; der Gezeichnete dekuvriert sich als Bohémien und Anti-Bürger, der, nie um einen Ausweg verlegen, sein Leben zu einer Kraftprobe macht. Die Welt mag noch so gefährlich sein – bedrohlich ist sie nie. Der Rhythmus des Vitalen schweißt das Widerstrebende zusammen: man saust, rast, dröhnt, verknirscht. Alles ist voller Aktivität und Bewegung ... aber es ist die Dramatik des Varietés, die Pseudo-Primitivität eines ästhetischen Gourmands; eine Mischung aus Eros, Decadence und Abenteuer. Edschmid selbst hat, 1917, das Ende des Expressionismus beschrieben: »auch der Expressionismus ist kein Stachel mehr oder tiefer wie eine rothaarige Barmaid oder die erste englische nach dem Krieg importierte Kokotte mit den neusten Plissees am Nachtpyjama und famosen Lastern in den Fingerspitzen.«

1915, als der Expressionismus begann, war er in Wahrheit schon vorbei. Trakl, Stadler und Heym schwiegen, und die großen Unzeitgemäßen, Abseitigen, Wegbereiter und Themenfinder, Stil-Experimentatoren und Analytiker der dinglichen Autonomie, hatten sich abgewandt: ihnen war der »Expressionismus« nur eine Durchgangsstufe, ein Haltepunkt auf einer Straße, die den einen vom »Chandos-Brief« zum »Turm«, den zweiten vom »Törless« zum »Mann ohne Eigenschaften«, den dritten vom »Malte« zu den »Duineser Elegien«, den vierten von der »Beschreibung eines Kampfes« zum »Schloß« und zum »Prozeß«, den fünften – wir wollen Döblin nicht vergessen – von der »Ermordung einer Butterblume« zum »Alexanderplatz« führte. In der Klassizität und Reife ihres Spätwerks, nicht in den epigonalen Übungen jener Expressionisten, die, mit Ausnahme des weitgereisten Edschmid, in »normaler« Sprache nichts mehr zu sagen hatten, blieb der Geist der Revolution, blieben die Themen und Probleme der großen Wende am Beginn unseres Jahrhunderts lebendig. Sie bewahrten sich aber auch in der kühnen Diktion jenes Mannes, der bis zu seinem Tod im Jahre 1956 seinen Anfängen, der großen Zeit einer immer wieder beschworenen »Ausdruckskunst« treu blieb und, aller Destruktion zum Trotz, die ontologische Fragestellung des ersten Dezenniums nie aus den Augen verlor – sie erhielten sich von »Rönne« bis »Aprèslude« bei Gottfried Benn.

HERBERT MALECKI · GEGENSTAND UND DING

Das verbrauchte Ding und das Ding als Möglichkeit

Die Lektüre der zahlreichen kunstgeschichtlichen Werke über die moderne Kunst läßt erkennen, daß wir uns wissenschaftlich über die künstlerischen Erscheinungen der letzten fünfzig Jahre weitgehend verständigt haben. Wir wissen z. B., was gemeint ist, wenn über »analytischen Kubismus« oder »synthetischen Kubismus« gesprochen wird, und der Ausspruch Picassos: »Als wir den Kubismus erfanden, hatten wir keinerlei Absicht, den Kubismus zu erfinden«, ist ebenfalls bereits in die Rubrik »Selbstzeugnisse der modernen Künstler« eingeordnet worden. Große retrospektive Ausstellungen und die allgemein angenommene Ismen-Einteilung der Kunst der letzten fünfzig Jahre, die oft in ihrem wissenschaftlichen Gebrauch einer gut geölten Maschinerie gleicht, zeugen von einer Standfestigkeit der Kunsthistorie als Wissenschaft, die nachdenklich macht, wenn man an die Ratlosigkeit und an das Suchen zurückdenkt, das uns 1945 befiel.

Das Thema »Gegenstand und Ding« mit Gedanken über ein Bild von Juan Gris beginnen, scheint fast zwingend zu fordern – wollen wir den »Stand« der Wissenschaft nicht negieren –, etwas über den »synthetischen Kubismus« zu schreiben. Und wollen wir dann ein anderes Werk dagegensetzen, so werden wir einen entsprechenden anderen Ismus einzusetzen haben, wenn wir Wert darauf legen, mitdiskutieren zu können.

Der folgende Versuch, sich aus der Ismen-Systematik herauszudrehen, geschieht aus einem Ungenügen an der Kunsthistorie als einer rückschauend sortierenden, systematisierenden und abschließend vorweisenden Wissenschaft und dem Verlangen, die hochdifferenzierte Terminologie zu durchbrechen, um die Geschichte in einem neudimensionierten, aperspektivischen Erfahren als »Geschehen« zu erblicken. Die soeben gebrauchten Worte zeigen, wie griffbereit das Terminologisieren ist, daß also schon das bloße Ankündigen des Durchbrechenwollens der Terminologie neue Termini hervorruft, und macht uns darauf aufmerksam, daß wir uns sehr vorsichtig werden herausdrehen müssen. Vorsichtig auch deshalb, weil Erkanntes

nicht umzustürzen, sondern zu wahren ist. Dieses Wahren aber muß zugleich ein Öffnen sein, damit Geschichte als Geschehen erfahrbar ist.

Juan Gris – so sagen wir heute in unserer wissenschaftlichen Terminologie – »konkretisiert das Abstrakte«. Er beginnt mit formalen Verhältnissen, die erst zuletzt eine »gegenständliche Modifikation« erfahren. Er weiß also nie im voraus, »welcher Gegenstand der bekannten Wahrnehmungswelt nun im Zusammenhang der Formen und Verhältnisse zur Erscheinung kommen wird« (Werner Haftmann, Malerei im 20. Jahrhundert, 1954, S. 217). Überlegen wir gleich dazu: Der Gegenstand, der zuletzt erscheint und den er nie im voraus weiß, ist ihm aber doch als »Gegenstand der bekannten Wahrnehmungswelt« bereits bekannt! Trotzdem ist er aber während des Arbeitsvorganges noch nicht als »Absicht« (auf Grund des Abgesehenen, in der Vorstellung des »synthetisch-kubistischen« Künstlers fixiert, sondern er ist lediglich als Potenzielles vorhanden, als Möglichkeit). Er bleibt während des gestaltenden Prozesses formaler und farblicher Begegnungen bis zuletzt in einem Bereich unabgeschlossener, unfixierter Bewegung. Das Bekannte ist also »nicht gewußt«.

Schlägt sich das Mögliche schließlich in einer »Gegenstandsmodifikation« nieder, oder – anders gesagt – wird das »synthetisierende« Formen- und Farbengefüge schließlich mit einem Gegenstandsakzent versehen, so behält der Gegenstand damit auch im fertigen Bild einen Möglichkeitscharakter. Der Gegenstand ist nur Akzent, er hat einen »Emblemcharakter«, wie Haftmann es nennt. Durch den Möglichkeitscharakter wird also der Gegenstand weiterhin freigehalten, das heißt aber auch: frei gehalten. Er bleibt im Prozeß.

Ich möchte nun diesen in seinem Zustand geänderten Gegenstand nicht mit Gegenstandsmodifikation bezeichnen, sondern mit »Ding«. Warum das? Nicht, um das gleich zu bemerken, aus einem streitbaren Eintreten für die deutsche Sprache, sondern weil mir das eine Bezeichnung zu sein scheint, die uns aus jenen wissenschaftlichen Ordnungen etwas herausbringt, die uns auch den »analytischen und synthetischen Kubismus« beschert haben und alle jene Klassifikationen einer sich immer weiter differenzierenden Terminologie, die die Kunstwissenschaft für den unbefangenen Leser immer unverständlicher macht. »Modifikation« ist zwar ein Begriff, der das Philosophische in die kunstwissenschaftliche Betrachtung einbindet, aber auch

ır das Systemphilosophische, anderes aber an der Teilnahme aus-
hließt. Er vermag sich jeweils nur mit Wissenschaftlichem zu treffen.
Ding« aber, das sich ebenfalls mit Philosophischem zu treffen ver-
ag, befindet sich in einem Sprachraum, in dem auch der »Nicht-
issenschaftler« seine Worte finden kann, z. B. auch der Dichter,
nn es ist ganz offensichtlich, daß sich auf Ding besser reimen läßt,
s auf Gegenstandsmodifikation.

Hinter »Gegenstand« und hinter »Ding« steht eine lange Sprach-
eschichte, zu der nur kurz angemerkt sei:

»Gegenstand« hat sich im Laufe der Sprachentwicklung zwar auch
seiner Bedeutung ausgeweitet (»Gegenstand der Liebe«, »Gegen-
and der Bewunderung« usw.), als Substantiv seit dem 18. Jahr-
ndert vorhanden, ist es aber doch immer vor allem die Über-
tzung für »objectum« geblieben.

Das »Ding« dagegen hat einen viel größeren Unbestimmtheits-
harakter. Es kann unerhört sein und nichtig, kann zum »Ding an
ch« entrücken und ein »dummes Ding« sein. Es kann »einerlei« sein,
ämlich »ein Ding« z. B., ob ich gehe oder bleibe, es meint auch Lage,
ituation, Angelegenheit, wenn es nämlich ein anderes »Ding« mit
ir werden muß. Es ist etwas, was noch erst groß werden muß, ein
nges Mädchen z. B., ein »junges Ding«, aber auch etwas, was un-
estimmt groß ist, wenn nämlich »große Dinge« geschehen. Es reicht
in zu allem Ungewöhnlichen, auch zu Krankheiten, deren Namen
an nicht aussprechen möchte, es ist in mir, geht mit mir, ist über
ir und unter mir, ist da, wenn ein bestimmter Ausdruck für etwas
ch nicht sofort einstellt, und es vermag sogar, wenn ich nichts
nderes habe, mich selbst anzubieten, so daß ich mich »verdingen« muß.

Ursprünglich war das Ding ein »Thing«, eine Versammlung, ein
Gericht, eine Verhandlung. Und das ist es auch geblieben, nämlich
in Raum, in dem die Entscheidung erst noch gefällt werden wird.
Ding ist »Möglichkeit«.

Nun ist bei der Lektüre kunstwissenschaftlicher Werke festzu-
tellen, daß Ding und Gegenstand sprachlich unbesehen gebraucht
verden. Mal heißt es Ding, mal heißt es Gegenstand, wahrscheinlich,
veil alles Augenmerk auf eine exakte Terminologie wie Modifika-
on, Emblem, Evokation, analytisch, synthetisch, absolut, veristisch
sw. gerichtet ist und nicht auf den Sprachleib.

Wir finden in der Kunstwissenschaft heute die Erscheinung, daß außerordentliche Werke mit einer sehr ordentlichen Terminologie angegangen werden, beim Lesen derer man einen dozierenden Wissenschaftler vor sich sieht, dessen geistvoller Kopf über einem Pult schwebt, das leider den Leib verdeckt.

Ich sagte, daß im »synthetischen Kubismus« aus dem Bild statt einer Gegenstandsmodifikation ein Ding heraussprингt, das also in seinem »flexiblen Volumen« den Gegenstand lediglich als Potenzielles bereithält. Überlegen wir noch etwas das Potenzielle: Man kann die »Möglichkeit« gleichsetzen mit »Unverwirklichtes« und damit Möglichkeit als Tatlosigkeit, Entschlußlosigkeit und Unentschiedenheit ablehnen und vom Kunstwerk zum Beispiel Entscheidung, Verwirklichung und Bewältigung verlangen.

Durch das Bleiben des Gegenstandes im Prozeß der Möglichkeit bleibt er aber auch unverwirkt im Sinne von: nicht verbraucht. Das Ding ist (auch) Möglichkeit von Gegenstand. In dem Augenblick, in dem das Ding sich endgültig zu einem Gegenstand formiert hat, ist das Ding damit für uns verbraucht.

Im »synthetischen Kubismus« ist dagegen der Gegenstand auf eine offene Weise verwirklicht worden, nämlich nicht verwirkt im Sinne des Nunverbrauchtseins, sondern im Sinne des Eingewirktseins und Eingewirktbleibens.

Sein offenbartes Volumen ist nun nicht die erstarrte Härte der Gegenstandsprallheit, sondern verbleibt so weit in der strukturellen Dichte des »Dinges«, daß dieses nicht verbraucht wird. Diese »Dingdichte« im Unterschied zur Gegenstandsprallheit ist ein Gewirk, eine Webung, ist »Struktur«, »Potenzialität«, Bewegung, Begegnung – ist jener Bereich der Dichte, aus der auch die Dichtung lebt.

Die Beschäftigung mit dem Thema »Gegenstand und Ding« geschieht, wie bereits angedeutet, aus der Besorgnis, daß wir uns wissenschaftlich in eine Terminologie immer differenzierterer »Modifikationen« zersplittern und allmählich in eine Mühle kaleidoskopischer Exaktheit geraten, der gegenüber nun die Gegner der »modernen Kunst« die Forderung nach dem Ganzen, dem Heilen usw. mit einem ethischen Ernst vortragen können, dem das terminologisierende Auseinander- und Zusammenbasteln als ein Intellektspiel erscheinen muß, dem man am besten mit der Bibel in der Hand begegnet.

Denn das springt nun auch aus unserem Thema heraus: Jener religiös gefärbte Vorwurf, die moderne Kunst habe mit den Gegenständen zugleich die Welt zertrümmert, das Heile, das Ganze, die Dinge«. Solange wir, diesem Vorwurf gegenüber, in gleicher Weise mit unserem Sprechen den Sprachleib vernachlässigend, mit »Modikation«, »Evokation«, »Emblemcharakter« u. ä. operieren, befinden wir uns auf dem Drahtseil einer Sprachartistik, die dem Gegner deutsche Rückschlüsse auf eine entsprechende Artistik der modernen Kunst zu erlauben scheint.

Denn es scheint nur getragen von Sorge und Verantwortungsbewußtsein, wenn Hausenstein, wenn Picard oder Sedlmayr mit dem Hinweis auf das Christentum als letzter Rettung ihre Betrachtung der modernen Kunst abschließen.

Gegenüber den hochdifferenzierten Ordnungssystemen der Ismeneinteilung, an die wir uns wissenschaftlich allzu schnell gewöhnt haben, bezieht eine Reihe von Gegnern die Kraft ihrer Argumentation letztlich aus einem »christlichen Sprechen«, das anscheinend auch heile Worte« anbietet, vor denen alles Terminologisieren wie eine Spiegelfechterei erscheinen muß.

Und die Kunsthistoriker, selbst die modernen, begehen den Fehler, weiter z. B. von »Kubismus« zu sprechen, obwohl Picasso sagte: »Als wir den Kubismus erfanden, hatten wir keinerlei Absicht, den Kubismus zu erfinden.« Und wie gesagt, wir ordnen ein solches Wort Picassos unter Selbstzeugnisse moderner Künstler«. Und terminologisieren weiter.

Den Warnern geht es um das »Ganze«. Ihre Warnungen treffen sich in dem Hauptargument, die Welt sei durch die moderne Kunst zerstückt worden, nicht mehr heil, also voller Unheil, also unheilig. Sie sei »entdinglicht«, nicht mehr »ganz«.

Picard meint: »Es scheint mir, daß das Innere, wenn es wieder ganz ist, auch eine äußere ganze Welt braucht, die dem Inneren entspricht, eine Welt der ganzen äußeren Dinge...« (Max Picard, Die Atomisierung in der modernen Kunst, 1954, S. 45).

Hausenstein sagt, daß die moderne Kunst von Teilwahrheiten lebe und damit Häresie sei. Er fordert das Ganze, so wie es früher war, als das »Ganze der objektiven Situationen von oben bis unten noch im Geist der Heilsgeschichte geordnet war« (Wilhelm Hausenstein, Was bedeutet die moderne Kunst, 1949).

Von Sedlmayrs Sicht her ist die moderne Kunst gleichzusetzen mit dem »Verlust der Mitte«, dem Verlust Gottes.

Was vermag gegen die religiöse und ethische Forderung nach der heilen Welt, dem heilen Ding usw. ein Begriff wie »Gegenstandsmodifikation« auszurichten? Worte mit der Rückendeckung der Heilsgeschichte stehen gegen Termini. Wir müssen zuerst einmal diese Forderung nach dem Heilen beleuchten. Wir müssen z. B. fragen: Ist denn die Welt erst seit 1900 nicht mehr ganz? Diese Forderung nach einer ganzen Welt der heilen Dinge oder heilen Gegenstände, in dieser Weise von einer christlichen Plattform herabgerufen, ist das nicht ein Sichnichterinnern daran, daß wir aus dem Paradies verwiesen wurden? Verwiesen auf eine Erde, die uns zwar zu bebauen aufgetragen wurde (und nicht zu zerstören, auch nicht terminologisch zu zerschlagen), die aber doch in christlicher Sicht ein Durchgangsstadium bleibt, so daß in jedem Aufbau auf dieser Welt ein Stachel sitzen wird, ein zugleich anstachelnder und nicht loszuwerdender mahnender Speer in der Flanke? Haben wir nicht die heile Welt jenseits der Apokalypse zu belassen und die Aufgabe, diese Erde nicht dadurch zu gefährden, daß wir durch vorschnelle Absolutismen den »ganzheitlichen« Prozeß stören und aufhalten, der zwar von uns aus nie zum Ganzen kommt, aber erst als solches »Aufdemwegesein« für den freien Willensentscheid offenzubleiben vermag?

Was aber ist denn dieses »Ganzheitlichende«, das noch nicht Ganzes ist, sondern nur das »Aufdemwegesein« zum unerkennbaren Ganzen hin? Es ist die »Möglichkeit«. Und als solches ist etwas mit vielen Namen, vielen Akzenten, unter anderem auch mit dem Namen »Ding«, oder auch mit dem Namen »Gestalt«. Ding als Möglichkeit, als Möglichkeit für grenzenlose Begegnungen, so auch Möglichkeit des »Gegenstandes«, aber nicht selbst identisch mit Gegenstand.

Wir springen nach diesen Überlegungen wieder zu dem Aufweis, daß im »synthetischen Kubismus« der Gegenstand im Prozeß der Möglichkeit bleibt, nämlich im »Ding«. Diese Kunst des »synthetischen Kubismus« rettete damit das »Ding« vor dem Verbrauchtsein im »Gegenstand«. Der Vorwurf, die moderne Kunst habe die Welt zertrümmert, basiert auf der zu einer Verallgemeinerung aufgeblähten Denk-Enge, das Sein der Welt sei gleichzusetzen mit dem Sein der Gegenstände, ohne zu spüren, daß der Gegenstand unter Umständen eher sogar als

in Stück Verbrauchtsein der Welt gewertet werden könnte. Es ist in Kurzschluß, wortabwechselnd z. B. »Entgegenständlichung« mit Entdinglichung« zu bezeichnen. Die Entgegenständlichung ist *eine Weise der Dingrettung.*

Das »Formierte« des Gegenstandes scheint das Ding (als terminologisch nicht exakt Bestimmbares und deshalb sprachlich Schwierige, vor dem unser wissenschaftliches Denken exakt ausweicht) »verbraucht« zu haben. Ob dem wirklich so ist, ist eine andere Frage, die wir zurückstellen wollen. Der Gegenstand ist etwas Gewordenes und nun Bestimmtes (und von daher bestimmbar). Fragen wir nach dem vom Menschen hergestellten Gegenstand (inmitten aller Objekte), weil er uns besonders interessiert:

Als er sich noch formte, unter Drehen, Hämmern, Schleifen usw., also sich noch in Bearbeitung befand, war er noch halb Ding mit bewegtem, noch nicht endgültigem Umriß, war er noch Wurf, der deshalb menschliches Entwerfen erst ermöglicht.

Wie lange
Dauern die Werke? So lange
Als bis sie fertig sind.
So lange sie nämlich Mühe machen
Verfallen sie nicht.
Einladend zur Mühe
Belohnend die Beteiligung
Ist ihr Wesen von Dauer so lange
Sie einladen und belohnen. (Brecht)

Vor uns steht die Tasse, der Tisch, das Gerät. Auch dieser Gegenstand wird langsam brüchig, mürbe, alt. Er, der einst mit dem Neuen seiner glänzenden Gegenstandsprallheit das »Ding« verbraucht zu haben schien, aus der Möglichkeit zum Handfesten geworden war, auch er wird verbraucht. Eines Tages landet er auf dem Müllhaufen. Eines Tages ist also der Gegenstand, durch den das Ding verbraucht zu sein schien, selbst ein verbrauchter Gegenstand.

Und in dem Augenblick ist nun auch wieder das Ding in ihm da (das Ding als unverlierbare Möglichkeit, das deshalb nicht uns allein gehören kann)! »Auch wieder«, das heißt: in *einer* der möglichen Weisen, die das Ding sich vorbehält für sein Erscheinen.

Auch im Verworfenen erscheint wieder das Ding: Denn nun komm
zum Beispiel Picasso, dieser »Lumpensammler Gottes«, wie ihn je
mand in einer sehr glücklichen Sekunde hintergründigen Wort
spielens genannt hat, und liest auf der Straße einen weggeworfenen
verworfenen Fahrradsattel auf und eine weggeworfene Lenkstange
verbrauchte Gegenstände der Müllhaufen, und hängt sie an die Wand
Und es ist ein »Stierschädel«.

Jetzt müßte aber einsichtig werden: Wie sollte man denn das
nun wissenschaftlich und terminologisch einordnen, dieses Spiel Pi
cassos mit dem Fahrradsattel? Das muß in der Kunstgeschichte unter
»Sonstiges« geführt werden, denn es gehört nicht zum »synthetischen
Kubismus«, aber es gehört auch nicht zu den »collages«, denn es ist
nichts geklebt und geleimt, es gehört auch nicht zu den »ready mades«
denn Picasso hat die beiden Teile in eine neue Beziehung zueinander
gebracht und nicht einfach einen Gegenstand, ohne etwas an ihm zu
verändern, in eine fremde Umgebung versetzt. Man könnte dieses
Spiel zum »Surrealismus« rechnen, der inzwischen auch bereits in
»absoluten« oder »abstrakten« Surrealismus und »veristischen« oder
»gegenständlichen« Surrealismus aufgeteilt ist. Dieser Stierschädel
paßt in mehrere Rubriken hinein, aber in jeder ragt er irgendwo heraus.

Was geschieht denn hier bei dem Stierschädel? Es geschieht das Rätsel
hafte der Metamorphose, angetippt durch den Blick und die Geste eines
großen Spielers. Dieser Stierschädel, als Jux, als Bluff verdächtigt, offen
bart, daß die Gestaltungen unserer Zeit nicht zerstörerisch zu sein brau
chen. Die Gegenstände Fahrradsattel und Lenkstange sind ja nicht von
Picasso zu Gerümpel gemacht worden, das müssen wir erst einmal ein
sehen. Sie sind von anderen verbraucht worden, vielleicht von einem
Menschen, für den die »Welt« identisch ist mit den Gegenständen, viel
leicht sogar von einem, der vor der »modernen Kunst« warnt.

Und nun muß noch einmal gesagt werden: Es wird den Gestaltun
gen unserer Zeit vorgeworfen, die Gegenstände vernichtet zu haben
(die »Dinge«, sagt man verfrüht in einem euphorischen Sprechen,
denn dann klingt es ethisch ernster, trauernder). Aber tun wir das
nicht alle und *ununterbrochen*? Und zwar viel radikaler, als es die »mo
derne Kunst« zu tun scheint? Alle unsere Griffe sind ein minutiöses,
sich summierendes Vernichten des Gegenstandes, ein Verbrauchen,
bis er endlich aus den Fugen geht. Und was tun wir dann? Und was

n die Verteidiger der Welt heiler Gegenstände? Wir und sie werfen
n fort. Nicht fähig, zum Wurf des Dinges durchzustoßen, unge-
nk, kraftlos im Werfen (aber mit so genauem Wissen und Streben
ch dem Ziel), unfähig, wie der Gestalter zu entwerfen, nämlich
, daß die Möglichkeit, der Wurf, selbst im Gegenstand, im Her-
stellten noch darin ist (woher ja jeder wirklich gestaltete Entwurf
ine Frische bezieht) – benutzen wir das Entworfene, erleben es in
r schnellen Gewöhnung unserer Augen nach erstem Reiz immer
ehr als Entworfenes und werfen es eines Tages fort, auf einen Hau-
n verworfener Gegenstände, auf jenen Müllhaufen, der für uns eine
nsammlung zerbrochener Gegenstände bedeutet, für Picasso aber
ne Fundgrube von Dingen. –

Der Versuch der gesamten Überlegung bisher, uns von den Ismen
nd Modifikationen abzusetzen, diese nicht als verbindliche Ord-
ung unbefragt zu übernehmen und nicht als Ausgangspunkt vom
reichten Stand der Wissenschaft her zu benutzen, und der damit
rbundene Versuch, sprachlich die Terminologie und ihre Differen-
erungen zu durchbrechen, führt uns also zum Ding, aus dem ein
egenstand zu werden vermag, und zum Gegenstand, der im Ding
u bleiben vermag. Zeigte uns also z. B. Picasso mit seinem Stier-
hädel den anscheinend verbrauchten Gegenstand als etwas Ding-
ches, so sahen wir auch beim »synthetischen Kubismus« den werden-
en Gegenstand als etwas Dingliches, – und wir sehen uns also in die-
en beiden »verschiedenen« Fällen – verschieden, wenn man sie stili-
isch fangen möchte – dem Zwang einer exakt gliedernden Syste-
atik enthoben. Gegenüber den wissenschaftlich-terminologischen
egrenzungen der deutenden Sprache haben wir nun einen philo-
ophischen Akzent gewonnen, der mit einem Eingehen auf Heidegger
. B. weiter ausgebaut werden könnte, kämen wir damit aber nicht
ieder in die Gefahr, das, was durchbrochen wurde – die wissen-
haftliche Terminologie –, durch eine philosophische Terminologie
u ersetzen, die als Terminologie aber sofort wieder ebenso miß-
auisch betrachtet werden müßte. Vielleicht mag es nun dem Leser
rscheinen, als sei die ganze Erörterung unnütz, und man könne des-
alb ruhig bei »Gegenstandsmodifikation« bleiben und also eine solche
ezeichnung nicht als wissenschaftlichen Anspruch, sondern als Be-
heidung ansehen und akzeptieren.

Aber das »Ding« ist für uns nicht etwas, was in einem philosophischen Überbau die gegeneinanderkämpfenden und sich streitenden wissenschaftlichen Systeme mit einem nun philosophischen Terminus beruhigt und befriedet, sondern das Ding bleibt *offen*.

Es wäre ein bloßer Frontwechsel, würde die Kunstwissenschaft durch eine Kunstphilosophie abgelöst. »Das Ding bleibt offen«, zum Ärgernis jeden Systematikers. Nur als Offenes kann es nun nämlich auch Dichter in gleicher Berechtigung mitsprechen lassen, nur als Offenes ermöglicht es überhaupt das Sprechen und das Staunen.

Dieses »Ding«, das ja »Möglichkeit« ist (und eben eine fülligere Möglichkeit als die Gegenstandsmodifikation), ist als Möglichkeit auch »*Gestalt*« (und viele weitere Bezeichnungen, die mehr »Zeichen« sind). All dies: Möglichkeit, Ding, Gestalt, ist Struktur, ist eine Begegnung von Werden und Sein, in der das Sein auf eine undefinierbare, aber wirkende Weise zur Sprache kommt und zur Besinnung zu führen vermag.

»Ding« und »Gestalt« besitzen für das gelebte Sprechen nicht jene feste und harte Prallheit des Gegenstandes oder z. B. des »Hergestellten«. Ding und Gestalt sind atmende Möglichkeit und damit auch wirklich reimbar. Denn sie ziehen anderes mit herein und lassen anderes mit herausspringen und sind als Möglichkeit jenes Auf-dem-Wege-sein zum Ursprung hin, der nie als Ganzes erkennbar ist – *aber als Ganzes wirkt*. Gestalt ist das für uns Bereite, das uns das Mitgestalten erlaubt, unter den vielfältigsten Akzenten.

Sie kann Mensch werden und Krug, Ich, Du und Gitarre und »Frauen wie Lauten« (Rilke), Fahrradsattel, Lenkstange und Stierschädel. Sie ist das, was die französischen »Kubisten« mit »personnage nouveau« meinten. Weder Person noch Gegenstand als Dualismus ist Gestalt; das, was Person oder Gegenstand werden kann, ist sie; »Möglichkeit«. Aber damit nicht mehr Möglichkeit als Unwirklichkeit, sondern Möglichkeit als »Leibhaftigkeit«, eine »réalité nouveau«.

Gestalt ist auch »das Tier, das es nicht gibt«, wie Rilke in den Sonetten an Orpheus das Einhorn des Mittelalters sieht:

> ... Zwar war es nicht. Doch weil's sie liebten, ward
> ein reines Tier. Sie ließen immer Raum.
> Und in dem Raume klar und ausgespart,

erhob es leicht sein Haupt und brauchte kaum
zu sein. Sie nährten es mit keinem Korn,
nur immer mit der Möglichkeit, es sei…

Gestalt hat »Form«. Aber diese »Form von Dingen unbekannt« (Shakespeare, Sommernachtstraum) ist befreit vom festen Kontur und vom prallen Eigennamen. Sie kann zum Beispiel »er« sein, dämmernd auftauchen, ohne in einem Eigennamen eingeschlossen zu sein, aber doch mit Namen, mit denen »er« nun aufgerufen wird, also, mit einem Namen als Ruf und nicht nur mit einem Namen als Besitz. »Er« (auch »Du« und »ich«) namenerhaltend *im Prozeß des Geschehens* – (Namen, die schon vor uns für uns bereit sind!): »Adam« zum Beispiel, dieser leibhaftige Namen, den ich bei einer Identifizierung meines Ichs mit Meier oder Müller verdecke, mit meinem Besitz zudecke, wie man das Leibhaftige des Sprachleibes, die Möglichkeit mit der »besitzanzeigenden Terminologie« zudecken kann.

Zu einem Ufer, wo ewiger Abend waltete,
Aus uralten sinnenden Wäldern, kam *er* herab,
Und er drang weiter,
Und ein Flügelrauschen zog ihn an,
Das sich gelöst aus dem schrillen
Herzschlag des brodelnden Wassers… (Ungaretti)

Gestalt, von der her sich reimen läßt: nicht Trennung von Person und Gegenstand (und nicht von Energie und Materie), wohl aber mit der Möglichkeit von *Akzentuierungen*; – Gestalt, Ding, Wurf, Ruf, ohne Besitz von Namen und doch Namen tragen könnend: wir sind gerufene Teilhaber dieser Gestalt, müssen offen sein für viele Namen, bei denen allen wir nicht weitergehen und sagen können: »Das gilt nicht mir«. Und bei denen allen wir nicht weitergehen und über den Rücken so hinsagen können: »Herr, wen meinst Du?« Ist das nun nicht vielleicht auch zu hoffen?

Und damit treffen wir auf eine andere Weise, als wir es von der wissenschaftlichen Terminologie her vermöchten, auf jene christlich gefärbten Warnungen, die bereits erwähnt wurden, die mit der Rückentdeckung der Heilsgeschichte beschwörend *und doch sprachverwirrt*

im Chaos nach der »heilen Welt der ganzen äußeren Dinge« rufen angesichts einer Terminologie, die die Welt der Gegenstände zwar zu »Gegenstandsmodifikationen« lockert und doch vor Systematik zuletzt nicht mehr weiß, wie die Hand des anderen zu ergreifen ist, also den Gefahren verfällt, denen sie entgegentritt.

Daß diese Überlegungen nicht in einem luftleeren Raum stehen, wage ich zu hoffen angesichts der Tatsache, daß heute eine immer größere Scheu besteht, von »Kunst« zu sprechen. Wir wissen bereits, daß die Bezeichnung »moderne Kunst« ein »Unding« ist. Wir sprechen allgemein bereits lieber von »Gestaltungen« statt von Kunst. Aber das braucht nicht das Ende der Kunst zu bedeuten, sondern bedeutet die Integrierung dessen, was wir mit Kunst benannten, durch die Gestaltung. Das ist eine Neudimensionierung in einer neudimensionierten, vierdimensionalen Welt.

JOACHIM W. STORCK
WORT-KERNE UND DINGE

Rilke und die Krise der Sprache. Zu den »Gedichten 1906 bis 1926«

»Wie doch im Wort die Flamme herrlich bleibt.«
[Rilke, Gedichte 1906 bis 1926, S. 375]

»... so geht es einem oft, daß man mit dem äußerlichen Benehmen der Sprache uneins ist und ihr Innerstes meint, oder eine innerste Sprache, ohne Endungen, womöglich, eine Sprache aus Wort-Kernen, eine Sprache, die nicht gepflückt ist, oben, auf den Stengeln, sondern im Sprach-Samen erfaßt – ...« *[Rilke im Februar 1920]*

Es ist aufschlußreich, die Unterschiede der literarischen Wertung zu beobachten, welche die bedeutendsten Gestalten der deutschen Literatur dieses Jahrhunderts in der deutschen und in der außerdeutschen Kritik erfahren. So scheint heute Kafkas Rang als schöpferischster deutscher Prosadichter dieser Periode (neben oder auch vor Thomas Mann) im angelsächsischen Bereich fast unbestritten zu sein, während man zumindest in der akademischen Kritik Deutschlands seinem Werk immer noch mit etwas unsicherer Zurückhaltung

gegnet. Die Palme der höchsten Wertung im Bereich der Prosa-chtung fällt jedenfalls zumeist – je nach dem ideologischen Standort s Kritikers – Thomas Mann oder Hermann Hesse, Ernst Jünger der Hugo von Hofmannsthal zu. In der Gesamtwertung der drei oßen Dichtergestalten George, Hofmannsthal und Rilke dauert der Vettstreit der Kritik immer noch an, wobei in jüngster Zeit Hof-annsthal einen leichten Vorrang zu erringen scheint. Diese Wertung eht offenbar in einem gewissen Gegensatz zu der weltliterarischen nschätzung, in der, trotz mancher Einschränkungen, Rilke augen-heinlich die erste Stelle einnimmt.

Solche Unterschiede der Wertung ergeben sich aus der Verschie-enartigkeit des kritischen Anliegens und seines philosophischen Hin-rgrundes. Die zur Synthese drängende deutsche Kritik ist von her überwiegend – und wohl auch wesensmäßig – »weltanschaulich« estimmt gewesen: dies ist bis heute die Grundlage zumindest ihrer eistes- und problemgeschichtlichen Forschung geblieben. Die prag-natischere angelsächsische Kritik hingegen beruht auf einer lange und st begründeten Tradition der literarischen Essayistik und einer ana-rtischen »Critical Theory«; sie wird zudem heute, direkt oder in-irekt, in starkem Maße von den Auswirkungen des »New Criticism« eeinflußt; und schließlich erfährt sie auch von der jetzt vorherrschen-en analytischen Philosophie und ihren Methoden neue Anregungen. s ist bezeichnend, wie anders sich in Deutschland die philosophischen Grundlagen der phänomenologischen Literaturkritik, die sich in einer ewissen Parallelität zum »New Criticism« verbreitete, entwickelt aben: sie sind überwiegend in die Metaphysik eingemündet. Martin Heideggers »Kehre« ist hierfür eine deutliches Beispiel; führte sie doch ur wachsenden Offenbarung einer Art »Seinsmystik«, wie sie sich n seinen letzten, häufig um die Deutung von Dichtung bemühten Verken äußert. Sieht man von den ausgesprochenen Ästhetikern und ormalisten ab, so gilt auch heute noch für die deutsche Literatur-ritik, daß in ihr die weltanschaulich-ideengeschichtliche Einschät-ung eines dichterischen Werkes zumeist die ästhetisch-formkritische eit überragt. Das Spätwerk Hofmannsthals erfährt seine heutige hohe Wertung vor allem auf Grund seines weltanschaulich-religiösen An-egens, während in der außerdeutschen Kritik die leider nicht immer efriedigende formale und innere Bewältigung ihres Gehalts mancher

dieser Werke (vor allem dem in Deutschland überschätzten »Turm«) eine ebensolche Anerkennung versagt.

Auch an den auffallenden Wandlungen in der Wertung Rilkes läßt sich dieser Sachverhalt ablesen. In den Dreißigerjahren war es die hagiographische Ausbeutung dieses Dichters für private weltanschauliche Bedürfnisse, die die eigentlich literarische Wertung außer acht ließ und zu zahllosen Widersprüchen und Fehldeutungen führte. Ebensolche Auswirkungen hatte aber auch der apologetische Gegenschlag, der inzwischen von den entgegengesetzten Positionen her ausgelöst wurde; denn auch hier diente Rilke, wenngleich in umgekehrtem Sinne, als Anlaß zur Auslegung der eigenen »Weltanschauung«. Der Streit dieser beiden Standpunkte, der einen beträchtlichen Teil der fast unübersehbar gewordenen Rilke-Sekundärliteratur ausfüllt, ist ein bezeichnendes Beispiel für die Gefahr einer »zu engen Anlehnung der Dichtungsinterpretation an die Philosophie« (Lunding), vor der bereits Rudolf Unger gewarnt hatte, als er den Wesensunterschied zwischen »Dichter« und »Denker« betonte: »Uneinheitlichkeit, Mangel an logischem Zusammenhang und Konsequenz, ja direkte Widersprüche, die im Weltbild des Denkers unerträglich wären, sind in dem des Dichters, auch des intellektuell entwickeltsten, etwas Natürliches und werden, lebt in ihnen nur die entsprechende Kraft des Erlebnisses und der Gestaltung, willig hingenommen.« Wird diese wichtige Unterscheidung im Falle Rilkes verwischt, so droht die Gefahr, daß der echte und vorurteilsfreie Zugang zur Dichtung selbst wie zum Wesen der Persönlichkeit ihres Schöpfers verbaut wird – und damit auch der Zugang zu den ästhetischen und sprachgeschichtlichen Zusammenhängen, in denen sein Werk gedeutet werden muß.

Zu einem neuen Versuch dieser Art regt das für die Rilke-Forschung bedeutendste Ereignis der letzten Jahre an: die Herausgabe des Bandes »Gedichte 1906 bis 1926«, den Ernst Zinn mit seiner bewährten und unübertrefflichen philologischen Genauigkeit besorgt hat. Dieser umfangreiche, fast 700 Seiten umfassende Band enthält alle Gedichte, die Rilke seit 1906 außerhalb der geschlossenen Gedichtzyklen (Neue Gedichte, Marien-Leben, »Aus dem Nachlaß des Grafen C. W.«, Duineser Elegien, Sonette an Orpheus und die französischen Gedichtsammlungen) geschrieben hat. Seit Jahren warten Liebhaber und Forscher auf das Bekanntwerden des ganzen Gedichtbestandes aus

ilkes reifem Werk, der ihnen bisher immer nur in Brocken zugeteilt orden war. Die vorliegende Sammlung gibt endlich sowohl die sher veröffentlichten als auch die noch unveröffentlichten Gedichte nd Gedichtfragmente in vollkommener Texttreue und genau datiert ieder. Schwierig war dabei vor allem die Frage ihrer Anordnung. ilke selbst hatte noch in seinem letzten Lebensjahr angesichts »dieser elfältigen Vorräte« das Unbehagen empfunden, »als ob es kaum öglich sein möchte, sie unter *einen* Hut zu bringen, ob sie doch eich auf einen einzigen Kopf zurückweisen«, und er hat sich gefragt, o, »was zwischen diesen, sich voneinander abstoßenden Gedichten n Unausgefülltheit bleibt, durch ihre Gruppierung je hinreichend berwältigt sein« werde (an Katharina Kippenberg, 30. 6. 1926). Der erausgeber hat nun versucht, ein gewisses wertendes Prinzip seiner nordnung zugrundezulegen, wobei ihm Rilkes eigene Auffassung on der Gültigkeit und Verantwortbarkeit seiner Gedichte als Wertaßstab diente. Im großen und ganzen war Rilke, so zeigt sich nun, n Auswahl und Verwerfung gerecht und unnachsichtig. Daher finden ch im eigentlichen Nachlaß, der stil- und motivgeschichtlich eine nschätzbare Ergänzung zum übrigen Werk bildet, verhältnismäßig enige vollendete und gerundete Gedichte, allerdings auch einige ichtige Fragmente, unter denen das letzte, in der Todeskrankheit eschriebene Gedicht Rilkes künftig zu den ergreifendsten Zeugnissen ezählt werden muß, die im Angesichte des Todes geschrieben wor-en sind.

Überblickt man alle diese mittleren und späteren Gedichte Rilkes nd hält sie neben seine als Zyklen veröffentlichten Gedichtbände, o wird der Schaffensrhythmus des Dichters in seinem Wechsel on fruchtbaren Schaffensperioden und Zeiten der Dürre voll sichtar. Dabei schälen sich neben den bekannten ertragreichen Jahren 906–07 und 1922 noch deutlicher die beiden wichtigen Zeitabschnitte on 1913–14 und von 1924 heraus. Die erstere, sehr bedeutungsolle Schaffenszeit entwickelt selbst innerhalb der Idiomatik des päten Rilke einen besonderen Stil, der sich durch die Kühnheit nd den Reichtum der landschaftlichen Metaphorik auszeichnet: die n Ägypten, in Spanien und in der Provence erlebten Urlandschaften verden hier zu Sinnbildern der »unsichtbaren Landschaft« der Seele nd der »Nacht im Gebirg seiner Gefühle«. Dazu gesellt sich stilistisch

eine Fülle von Inversionen und Sprachverkürzungen und ein eigenwilliger Wortschatz, den zahlreiche Wortneubildungen oder ungewöhnliche Wortzusammensetzungen bereichern. In diesen Zusammenhang gehören die »Gedichte an die Nacht«, die verschiedenen Klage-Gedichte, die Gedichte an die »künftige Geliebte«, »Christi Höllenfahrt« oder die folgenden Verse, in denen die Identität von »äußerer« und »innerer Landschaft« – das in Spanien erschaute Zusammen-Kommen von »Erscheinung und Vision« – erreicht und symbolisch verdichtet ist, und die zugleich vorweisen auf die »weite Landschaft der Klagen« in der Zehnten Elegie:

Hinter den schuld-losen Bäumen
langsam bildet die alte Verhängnis
ihr stummes Gesicht aus.
Falten ziehen dorthin...
Was ein Vogel hier aufkreischt,
springt dort als Weh-Zug
ab an dem harten Wahrsagermund.

Bei einigen dieser Gedichte wurden gewisse Einflüsse Klopstocks (Wodtke) und Hölderlins nachgewiesen; und sicherlich erinnert das fast gewalttätige Ringen um die Grenzen der Sprache an die äußersten Bemühungen Klopstocks zu seiner Zeit. »Einflüsse« dürfen hier aber doch ebensowenig überschätzt werden wie beispielsweise die Einwirkungen der damaligen Hellingrathschen Hölderlin-Vermittlung auf die Ausdrucksbemühungen des frühen Expressionismus. Hier handelt es sich vielmehr um eine allgemeinere zeitgeschichtliche Bewegung neuer, schöpferisch gewagter, bis zur Überforderung der Sprache vorgreifender Sprach- und Wortbewältigung. Dieses Vordringen des Ausdrucks-willens ins Unsagbare oder Sprachlose, der Versuch, selbst das Schweigen noch in Wort-Gestalt zu bannen, ist, sprachgeschichtlich und phänomenologisch gesehen, ein »expressionistisches« Streben. Es fand sein reinstes Gelingen in zwei einsamen Einzelgängern dieser Jahre: in Rainer Maria Rilke – mit seinen Gedichten aus dem Zeitraum 1913–14 – und in Georg Trakl.

Während durch den ersten Weltkrieg der Expressionismus zur aktivistischen Bewegung wurde, dabei jedoch häufig der angemessenen dichterischen Mittel und der sprachlichen Zucht verlustig ging,

rstummte und schwieg Rilke. Erst 1922 gelingt es ihm, in der uptiven Entstehung der »Sonette an Orpheus« und der Vollendung r »Duineser Elegien« die Summe seines dichterischen Bemühens zu ehen. Danach erlebt sein Schaffen die durch den neuen Gedicht- nd nun ganz überschaubare Periode einer reifen Ausgeglichen- it. Ihre einzelnen Gedichte erwachsen aus einer souveränen Be- rrschung der dichterischen und sprachlichen Mittel, die in den rausgegangenen »ekstatischen« Schaffensperioden sich ausgebildet tten; und sie scheinen einem »orphischen« Einklang mit dem Innen- aum der gefühlten Welt zu entströmen.

Blick, der mich dunkel erwog
aus zögerndem Lidererheben,
der mir das biegsame Leben
näher zum Herzen bog:
wenn es dich völlig ertrug,
schnellt es zurück als das gleiche?
Oder behält eine weiche
Ranke den plötzlichen Bug?

eben solchen und ähnlichen Versen, deren scheinbare Schlicht'eit n vollkommenes »Ausgeruhtsein« atmet, stehen einige Versuche, die ne fast surrealistisch-chiffrehafte Sprachverdichtung erkennen lassen nd in denen sich die andere Ausprägung der spätesten Rilkeschen ichtung andeutet. So in dem bisher unbekannten, im Oktober 924 entstandenen Gedicht »Mausoleum«. In ihm wird versucht, renzerfahrungen der fühlenden Einbildungskraft des Dichters ge- dezu mit einer »innersten Sprache, ohne Endungen«, einer »Sprache us Wort-Kernen«, auszudrücken. Das Gedicht beschwört in seiner rsten Strophe – angelehnt an ägyptische Kunsteindrücke, aus denen ch ein Teil der Symbolik des Rilkeschen Spätwerks nährt – das Bild nes Mausoleums, in dem ein »Königsherz, Kern eines hohen Herr- herbaums« aufbewahrt ist. »Urnen-Mohn / mitten im Mittelbau«: gewaltig geborgen, der Welt entrückt, überdauert es die Zeiten:

... Völkern entzogenes,
sterngesinnt,
in unsichtbaren Kreisen
kreisendes Königsherz.

Der König erscheint als die höchste Möglichkeit des »Helden«, eine
der Rilkeschen Urgestalten der Seinsverwirklichung in den »Duinese
Elegien«. Sprachlich wird diese Erhöhung zur Einzigartigkeit durch
das Gewicht des artikellosen Nomens »Königsherz« ausgedrückt, mi
dessen beschwörendem Ausruf das Gedicht einsetzt.

Die zweite Strophe aber fragt nach dem Ort und Verweilen de
Herzens der »leichten Lieblingin« (der Liebenden also):

Wo ist, wohin
jenes der leichten
Lieblingin?
: Lächeln, von außen,
auf die zögernde Rundung
heiterer Früchte gelegt;
oder der Motte, vielleicht,
Kostbarkeit, Florflügel, Fühler...

Hier ist das »Mausoleum« geradezu das Paradox dieses Begriffs: die
äußerste Ausgesetztheit, die in der zartesten und verhaltensten aller
Gebärden (die Rilke zugleich die teuerste ist), dem Lächeln, der »zö-
gernden Rundung heiterer Früchte« aufgelegt ist – ja, feiner noch
den zerbrechlichsten Bestandteilen eines der zerbrechlichsten Wesen
Es ist die Geborgenheit in der »Nuance«, deren Bedeutung für Rilkes
Welt und Wesen zuerst E. C. Mason in solcher Weise benannt hat.

Nach dieser Seite hin scheint somit kaum noch eine Steigerung
möglich; und dennoch geschieht sie in der abschließenden Strophe,
die zugleich die letzte sprachliche Verdichtung erreicht. Sie fragt nach
der ewigen Behausung des Dichterherzens, das die beiden vorher-
genannten äußersten Herz-Gegensätze »in Eins sang« ‚»einigte«:

Wo aber, wo, das sie sang,
das sie in Eins sang,
das Dichterherz?
: Wind,
unsichtbar,
Windinnres.

Das Gedicht mündet also in eine orphische Apotheose des Dichters,
dessen Herz in den »Sonetten an Orpheus« als »vergängliche Kelter

nes den Menschen unendlichen Weins« bezeichnet wird, und dessen ahrer Gesang dort als »Ein Hauch um nichts. Ein Wehn im Gott. n Wind« erscheint. Das »Mausoleum« des Dichterherzens aber ist cht nur unsichtbar, sondern auch nicht mehr vorstellbar, nur noch gentümlich, denkend fühlbar: »Windinnres.« Und so gerät auch e Sprache hier an die Grenze ihrer Möglichkeiten: sie versammelt h am Gedichtende zu drei schweren, einzelnen Nomina und münt ins Schweigen. Immer wieder hat sich Rilke werbend und verchend, aber dann auch wieder demütig verzichtend, dieser Grenze genähert, wie er es einmal, in einem Brief vom Februar 1920, bennt: »Ach wie oft wünscht man nicht, ein paar Grade tiefer zu den ... aber man gelangt nur um eine minimale Schicht hinab, man eibt im Ahnen, wie sich *dort* reden ließe, wo das Schweigen ist.«

Ein Gleichnis dieser sprachlichen Grenzsituation, in der aus dem Umschlag« ins Schweigen die Idee einer absoluten Sprache erwächst »müßte nicht«, fragt Rilke, »in dieser Sprache die vollkommene onnenhymne erfunden sein, und ist das reine Schweigen der Liebe cht wie das Herz-Erdreich um solche Sprach-Kerne?« –: ein solches leichnis enthält das 20. Sonett aus dem 2. Teil der »Sonette an rpheus«. Es beschließt und erhellt dort die metaphorisch verkündete nsicht in die unaufhebbaren Distanzen der zwischenmenschlichen ezüge und in die Unbegreiflichkeit der Schicksals-Maße: »Alles ist eit –, und nirgends schließt sich der Kreis.« Nur in jener Dimension ndet er sich, in der das Schweigen zur Sprache wird:

> Fische sind stumm..., meinte man einmal. Wer weiß?
> Aber ist nicht am Ende ein Ort, wo man das, was der Fische
> Sprache wäre, *ohne* sie spricht?

Eine solche, im unerfüllbaren Wünschen ein-gebildete »innerste prache« läßt auch Hofmannsthal im Brief des Lord Chandos erahnen in einer Krise also, da ihm »die Fähigkeit abhanden gekommen« ar, »über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprehen«, und er sich daher mit dem »Anstand des Schweigens« (ad me sum) bescheiden mußte. Er wolle nicht mehr schreiben, bekennt er fiktive Lord Chandos, »weil die Sprache, in welcher nicht nur zu chreiben, sondern auch zu denken mir vielleicht gegeben wäre, weder ie lateinische noch die englische noch die italienische und spanische

ist, sondern eine Sprache, von deren Worten mir auch nicht eine bekannt ist, eine Sprache, in welcher die stummen Dinge zu mir sprechen und in welcher ich vielleicht einst im Grabe vor einem unbekannten Richter mich verantworten werde.«

Bei Hofmannsthal wie bei Rilke wird mit diesen Äußerungen eine metaphysische Sprache entworfen, deren Idee und Vorstellung aus einer persönlichen Ausdrucks- und Sprachkrise, aus einem Ungenügen an der gegebenen Sprache und ihrem »äußerlichen Benehmen« erwachsen ist. Dies rührt einmal von dem bei beiden Dichtern gesteigerten Anspruch an sich selbst her – »es ist das Furchtbare an der Kunst, daß sie, je weiter man in ihr kommt, desto mehr zum Äußersten, fast Unmöglichen verpflichtet« (Rilke am 28. 12. 1911) –; zum anderen aber liegt ihm das Erlebnis des zunehmenden Sprachverfalls der täglichen, »meist so widerwärtig schlecht und faul gesprochenen« Sprache zugrunde – einer Sprache, die das gefährdete »Material« des Dichters bildet, dessen Aufgabe allerdings »sich steigert um die seltsame Verpflichtung, *sein* Wort von den Worten des bloßen Umgangs und der Verständigung gründlich, wesentlich zu unterscheiden« (Rilke am 17. 3. 1922).

Die Erfahrung des Ungenügens an der Sprache kann beim Dichter zum völligen Verstummen führen – wie es der Chandos-Brief als »gedachte extreme Möglichkeit Hofmannsthals« (W. Brecht) andeutet, und wie es Rilke selbst nach dem »großen Abschnitt« des Malte Laurids Brigge, cum grano salis, jahrelang erleben mußte. Sie kann aber andererseits zu immer neu gewagten Versuchen – bis in die Sphäre des Experiments hinein – verpflichten, was Rilke in den beiden oben genannten Abschnitten seines Schaffens geleistet hat.

Die Grenzen der Sprache, an denen Rilke dort verstummte, haben einige Dichter der expressionistischen Generation zu überschreiten versucht. Am weitesten ging hierbei, wenigstens im Formalen, August Stramm, dessen Gedichte in der äußeren Form des Schriftbildes einige Ähnlichkeit mit Rilkes »Mausoleum« zeigen. Weshalb aber Stramms Bemühen, diese Form als die ausschließliche Form seines Dichtens zu entwickeln, bei einem großen Teil seiner Gedichte scheitern mußte, wird bei einer Gegenüberstellung mit Rilkes Versen deutlich. Einmal erscheint bei Stramm häufig die aufgelöste Form dem Inhalt nicht adäquat zu sein – wenn nämlich dieser nicht in

lche Grenzerfahrungen reicht, deren Verwandlung ins Wort eine uflösung der Sprachformen (oder deren radikale Verdichtung) vingend erheischte. Und daher werden solche Verkürzungen, im egensatz zu denjenigen Rilkes, oft zum bloßen Gestammel; dies n so mehr, wenn – häufig bei Stramm – Zeilen und Worte zu statisch-expressiv hinausgestoßen werden, wobei sie einen guten eil der Schwere verlieren, die solcher Wort-Versammlung eignen üßte. In anderen Beispielen wiederum erscheint die bloße Richngsveränderung des Satzes in die Vertikale noch nicht als wirkliche erdichtung. Am überzeugendsten wirken Stramms Kriegsgedichte; enn hier ist die Sprachauflösung in Wort- und Satzfetzen, zusammen it einer Ausdruckssteigerung durch gewagte Wortneubildungen nd ungewöhnliche Personifikationen, dem Gehalt völlig angemessen, ie z. B. in dem Gedichte »Patrouille«:

Die Steine feinden
Fenster grinst Verrat
Äste würgen
Berge Sträucher blättern raschlig
Gellen
Tod.

Doch nicht nur bei den sprachrevolutionären Expressionisten, sondern auch bei Rilke ist das bewußte Vordringen in den Grenzraum prachlicher Möglichkeiten nicht ohne Gefahr und führt gelegentlich u Gewaltsamkeiten (solches galt übrigens auch, zu seiner Zeit, für lopstock). Zumindest erzeugt die Fülle der Rilkeschen Spracheigenümlichkeiten einen Stil von ausgeprägter persönlicher Idiomatik dieses »intensiv Idiomatische« hat zuerst H. E. Holthusen erkannt nd es so bezeichnet). Zwar erscheint die Neigung zur Auflösung der yntax vor allem auf die Duineser Elegien und ihren Umkreis beschränkt – ein besonders auffallendes, grammatikalisch nicht mehr ulässiges Beispiel enthält die Erste Elegie an der Stelle: »Nicht daß u Gottes ertrügest / die Stimme, bei weitem« –. Jedoch sind gewisse igenschaften des Wortschatzes und gewisse »rilkesche« Stilfiguren berall erkennbar; beispielsweise der häufige Gebrauch substantivierer Verben, Adjektive und Partizipien, bei dem die Verallgemeine-

rung zugleich auch verabsolutiert; ferner die im lyrischen Gedicht ungewöhnliche Häufung von Substantiven auf -ung:

> Härte schwand. Auf einmal legt sich Schonung
> an der Wiesen aufgedecktes Grau...
> Der Himmel, groß, voll herrlicher Verhaltung...

– worin die Rilkesche Gefühlsdurchdringung der Welt sich ausdrückt. Schließlich gehört hierher die idiomatische Wiederkehr bestimmter abstrakter Grundbegriffe wie »Bezug«, »Übermaß«, »vollzählig«, die das Sprachgerüst des kosmischen Gefühls bilden.

Natürlich steht diesen unsinnlichen Formen und Begriffen auch ein Wortschatz konkreter »Herzworte« gegenüber – Vogel und Rose, Engel und Ding, Stern und Herz, Lächeln und Knien usw. –, und der Stil wird aufgelockert durch eine sinnlich-sensitive Metaphorik. Aber es sind vor allem jene Bestandteile der psychologischen Begrifflichkeit und eine gelegentliche Überladung mit Gedankengehalt, deren häufige Wiederkehr bei Rilke gerügt worden ist. Es handelt sich hierbei allerdings um ein Charakteristikum der modernen Lyrik schlechthin. Das Vordringen der Gedanklichkeit und das Schwinden der Anschaulichkeit sind tief begründete neuzeitliche Phänomene, die Rilke in seinen späteren Briefen immer wieder zu umschreiben versucht; so spricht er einmal von der »Welt, die Bewegung um Bewegung, Kraft um Kraft hervorbringend, unaufhaltsam in weniger und weniger Sichtbares hinzustürzen scheint« (aus einem Vortragsentwurf, 1919).

> ... Und immer geringer
> schwindet das Außen. Wo einmal ein dauerndes Haus war,
> schlägt sich erdachtes Gebild vor, quer, zu Erdenklichem
> völlig gehörig, als ständ es noch ganz im Gehirne...

so beschreibt die Siebente Elegie den hier zugrundeliegenden Prozeß der Technisierung von Welt und Leben und der mathematischen Abstrahierung des naturwissenschaftlichen Weltbildes, die notwendigerweise einen Verlust an Anschaulichkeit und »Gestalt« im klassischen Sinne zur Folge haben muß.

Weite Speicher der Kraft schafft sich der Zeitgeist, gestaltlos
wie der spannende Drang, den er aus allem gewinnt.
Tempel kennt er nicht mehr...

ch die gleichzeitige Entmythisierung des Lebens bedeutet, ästhe-
h-phänomenologisch, einen Gestaltverlust und einen Schwund an
dhaftigkeit. Unausbleiblich sind die Folgen dieser Entwicklung
die Sprache: die Zunahme der Abstraktion und Gedanklichkeit,
Abnahme der – einst mythisch gespeisten – Bildlichkeit und Sym-
fülle, die Verengung des Wortschatzes. Goethes organisch-gestalt-
te Weltsicht, die auch seiner Sprache Atem gab, ist endgültig –
l historisch zwangsläufig – der unsinnlichen, abstrakt-imaginativen
elt-Entschleierung des »Atomzeitalters« gewichen. Sie bedient sich
Präzision der Formeln statt des schönen Scheins lebendiger, aber
geleiteter Bilder; und zwangsläufig drängt dies die Sprache mehr
l mehr in die Formelhaftigkeit. Diese Entwicklung wird auch vom
ziologischen her angetrieben: von den kollektiven Notwendig-
ten einer unüberschaubar gewordenen, zur Arbeitsteilung ge-
ungenen Massengesellschaft, in der sich die Sprache immer mehr
den Formeln von Schlagwort, Schlagzeile und »slogan« zusammen-
ßt.
Unter solchen Bedingungen ist die Sprache überall der Gefahr der
rarmung ausgesetzt und dieser bereits bedrohlich verfallen. Ande-
seits steht sie jedoch vor der Notwendigkeit, einem gewandelten,
odernen Weltbild die Ausdrucksäquivalente zu schaffen; sie hat also
bst in ihrer äußersten Gefährdung zugleich eine schöpferische Auf-
be. Die moderne Dichtung, deren Material die Sprache ihrer Zeit
befindet sich daher notwendigerweise in dieser Antinomie. Und
ihr steht auch Rilke mit seinem reifen Werk. Sprachgeschichtlich
dieses ein Versuch, sowohl einer »ins Unsichtbare stürzenden« Welt
e den gleichzeitig sichtbar werdenden tieferen Wirklichkeiten des
elischen und Unterbewußten (mit ihren neuen Geheimnisberei-
en) neue Möglichkeiten der Gestaltwerdung zu eröffnen. Solchem
mühen dient die Erfindung einer neuartigen Metaphorik, in der
scheinbar Unsichtbare sich zu symbolischer »Landschaft« ver-
genständlicht: zu jener »unsichtbaren« und »inneren« Landschaft,
sich in einem Großteil der späten Lyrik Rilkes zu gestalten ver-

sucht. Und zum anderen dient ihm die Schaffung eines eigentümlich idiomatischen Wortschatzes, dessen Gehalt an Begrifflichkeit aus dem Übergewicht der Abstraktion in unserem Zeitalter hervorgeht.

Rilke – obwohl zeitlebens ein unverwechselbarer Einzelgänger – steht also in einem größeren sprach- und geistesgeschichtlichen Zusammenhang. Er befindet sich in dieser Hinsicht – trotz verschiedener preziös gepflegter altmodischer Allüren – auf der Seite der Revolutionäre, nicht der Traditionalisten. Hier liegen seine Errungenschaften und seine Gefahren, und hierauf gründet zudem seine tiefste Unterschiedenheit von George und Hofmannsthal. Daß Rilke, auf seine sehr persönliche Weise und ohne kollektiven Anschluß, eine solche Entwicklung der Geschichte des Geistes und der Sprache mitvollzogen hat: diese Tatsache dürfte, neben anderen, seine anhaltende Wirkung erklären, die auch heute noch diejenige Hofmannsthals oder Georges übertrifft. Eine solche Feststellung leugnet nicht, daß Hofmannsthal vielleicht die reinste deutsche Prosa dieses Jahrhunderts geschrieben hat, daß seine Essayistik von einer allgemeineren, weiterreichenden gesellschaftlichen und kritischen Relevanz ist als das eine intimere Seelenzwiesprache pflegende Rilkesche Briefwerk; daß schließlich einige der Gedichte Georges die formvollendetsten und sprachkräftigsten sind, die wir aus dieser Zeit besitzen. Aber beide Dichter erfüllen sich im Raume der Tradition (auch George schafft sich seine neue Sprache rein aus ihrem Stoff), während Rilke bis an jene Grenzen vorstößt, die die Expressionsten ekstatisch überspringen.

VERSUCHUNG

IN Nachbars Garten
wiegt sich der Apfel am Stiel
»Still, Stiel!«
»Still stiehl!«

Ich hielt mich an
an dem Zaun
und der Zaun fiel.
Viel fiel.

Ich hielt mich nicht mehr im Zaum.
Im Garten
bäumt sich die Schlange
unter dem Baum.

ERNTELIED

Für A. L.

DRESCHJAHRE
Flegeljahre
Jahre der Spreu
und Stunde des Weizens

Segen und Fluch
zwischen Ernte und Brot

Des Ochsen
verbundenes Maul
auf dem harten Boden
des Geizens

Des Kornwurms Geruch
und der Mehltau der Hungersnot

Man soll dem Ochsen der drischt
das Maul nicht verbinden:
den Knechten sei aufgetischt
den Lahmen und Blinden

Und den Vögeln ein Ährenkranz!

Und ehe wir ausgesät in die Erde fallen
Soll uns von roten Lippen das Erntelied schallen
und der Körnersegen blond ausgestreut sein über alle

auf der Tenne im Tanz

SOMMERTAG

WEIL dir kalt sein wird
soll dir warm sein

Weil Winter sein wird
soll Sommer sein

Die Luft soll zittern
über dich hin ins Licht

Und auf deiner Stirn
soll der Schweiß stehn
schon heute

WIESENBAUM
Waldbaum
am Wegsaum wirds kalt

Die Trauben sind bald
vom Lesen
verweint
in der Kelter.
Der Keller schäumt.
Ich habe im Traum
gelebt
und im Lesen
geträumt

Nun bin ich älter
und habe den Weg versäumt
und habe den Tag versäumt.
Kein Weinlaub säumt
den Baum
und stirbt er
so fällt er
ins Feld der Riesenbaum
der Fall verhallt

Waldbaum
Wiesenbaum
am Wegsaum wirds kalt

Es war halb eins, als sie das Gebäude der Genossenschaftsmolkere erreichten. Gregor hatte einen Umweg gefunden, der sie ers außerhalb der Stadt auf die Doberaner Chaussee führte, wieder um waren sie keinem Menschen begegnet, und die Chaussee wa dunkel und leer, ein einziges Mal war ihnen ein Lastauto begegnet aber sie hatten es schon von weitem gehört und sich hinter Gebüsch und Bäumen versteckt.

Außerhalb der Stadt war die Nacht weder ganz dunkel, noch be sonders hell. Ein kranker Mond hing bereits ziemlich tief im Westen gelbsuchtgelb und sichelförmig, aber die Sichelrundung nicht sehr schmal – wenn er untergegangen war, würden die dunkelsten Stun den kommen, was ihre Flucht begünstigte. Es gab außerdem Wolken fetzen und Sterne; das Mond- und Sternenlicht flackerte von den Windstößen, die an Stärke zugenommen hatten – oder vielleicht waren sie im Freien nur stärker zu spüren, dachte Gregor –, und manchmal schlugen ihnen von Westen her ein paar Regentropfen schwer in die Gesichter. Aber der Wind war zu stark, als daß es zum Dauerregen ge kommen wäre, er fegte die Wolken in Schüben vor sich her. Gregor überlegte, daß er sich morgen einen Mantel kaufen müsse – er hatte schon zu lange gewartet damit, heute nacht würde er ihm fehlen.

Das Molkereigebäude lag stumm und grau am Straßenrand. Sie fanden den Fußweg, von dem Knudsen gesprochen hatte, sofort; er bog hinter dem Haus von der Straße nach rechts ab. Gregor atmete eine Sekunde lang auf, als sie die mit kleinen dunklen Steinen ge pflasterte Straße verließen, sie hatten die erste Etappe hinter sich, sie verschwanden aus dem Bezirk der Häuser, Straßen und Lastautos. Er blieb stehen und hob das Bündel mit der Figur auf die rechte Schulter, ehe er weiter ging. Auf dem ganzen Weg hatten sie nur das Nötigste miteinander gesprochen, nach der Szene in der Kirche darf es jetzt nur das Nötigste geben, dachte Gregor, ich will mich auf nichts mehr einlassen, in ein oder zwei Stunden wird die Nacht dieses Gesicht verweht haben, schwarze Haare und ein geschwungener Mund in die Unendlichkeit der Nacht, der See und der Zeit verweht, blöd von mir, daß ich mich beinahe auf einen Kuß eingelassen hätte,

n habe mich damit eines Vorteils beraubt, dachte er, ich bin nicht ehr so überlegen wie vorher, ich habe nicht mehr die Überlegenheit s Abstands. Ärgerlich fühlte er, daß er befangen war.

Zu beiden Seiten des Weges wuchsen Hecken, dichtes, noch belubtes Gestrüpp, das den Wind abhielt, es war fast warm in der umubten Gasse aus Windstille. Hinter den Hecken dünstete Weideıd, schon vom Vieh verlassen, aber an einem Gatter, an dem sie orbeikamen, standen ein paar Rinder dicht gedrängt, die Rücken egen den Wind gestellt, leises Schnauben und gefleckte Felle in einer lten Spätherbstnacht, Wintervieh in der trostlosen Weite, an deren orizont manchmal ein Gehölz oder ein Strohdach zwischen Erde nd Himmel hinkroch, schwarzes Reptil, niedergehalten von der aust des Firmaments aus Nacht, die riesig über der Ebene lag. Bin h jemals schon so in der Nacht auf dem Land gegangen?, überlegte udith, sommers vielleicht manchmal, vor Jahren, als wir noch nach ampen fuhren oder nach Sils Maria. Aber das waren nur Spazieränge in freundlichen, von Lichtern durchglitzerten Nächten geesen, in Gegenden, die so hübsch angelegt waren, daß sie ihre Landäuser und Grandhotels sogar manchmal verbargen, in Nächten wie ener, die so himmlisch gewesen war, daß Papa plötzlich stehen gelieben war und seinen geliebten Goethe rezitiert hatte: Nacht ist hon hereingesunken, schließt sich heilig Stern an Stern, große Lichter, leine Funken, glitzern nah und glänzen fern; sie war ein sehr junges Mädchen damals gewesen, so zwischen zehn und zwölf, und der Reimtakt hatte sich in ihr Kindergemüt eingelassen, so daß sie Papas Rezitativ nie vergessen hatte, glitzern hier, im See sich spiegelnd, rinnerte sie sich, glänzen droben klarer Nacht, aber hier war alles anz anders, tiefsten Ruhens Glück besiegelnd, herrscht des Mondes olle Pracht, das gab es hier nicht, sondern gefleckte Felle, Kälte und Trostlosigkeit, Goethe und Papa befanden sich irgendwo, hier waren e undenkbar, denkbar war hier nur dieser junge Mann, der sie aus rgendeinem Grunde nicht mochte, der finster neben ihr herging, der inen Kuß unterbrochen und das Vaterunser zurückgewiesen hatte, ber aus Gründen, die sie nicht einmal ahnen konnte, ein Mädchen und inen hölzernen Mönch zu retten unternahm. Die Nacht war wild nd unbekannt, der Mann neben ihr war fremd und rätselhaft, und udith hatte Angst.

Der Weg senkte sich unmerklich, wurde zum Hohlweg, von sandigen Karrenspuren zerpflügt; als er sich öffnete, gerieten sie auf feuchtes, ebenes Wiesenland, das sich ein paar hundert Meter weit vor ihnen erstreckte – das Ufer des Haffs. Sie gingen, die Richtung beibehaltend, auf die Wiesen hinaus, und nach ein paar Minuten konnten sie eine dunkle Gruppe vom Nachthimmel unterscheiden: das Boot und den Jungen, der neben dem Boot stand und sie beobachtete, wie sie sich näherten. Auf den offenen Wiesen stieß der Wind sie förmlich auf ihn zu, sie kamen atemlos bei ihm an.

Der Junge begrüßte sie nicht. Er starrte Gregor an und fragte: Sind Sie der, den ich zum Schiffer bringen soll?

Ja, sagte Gregor. Aber der Junge blieb zweifelnd stehen und sagte: Es ist wegen der Frau. Der Schiffer hat nichts von einer Frau gesagt.

Das geht schon in Ordnung, sagte Gregor. Du wirst es schon sehen, wenn wir Knudsen treffen.

Der Junge zuckte mit den Achseln. Der Wind ist schit heute, sagte er, und half Judith beim Einsteigen. Er plazierte sie in das Heck des Bootes, ans Steuerruder, Gregor auf die Mittelbank und sich selbst an das vordere Ruderpaar. Er stakte das Boot mit ein paar gewandten Stößen vom Ufer ab. Das Wasser lief hier flach ans Ufer, bis an die Wiesennarbe, die höchstens eine Handbreit über dem Wasserspiegel stand.

Gregors erste Ruderschläge waren ungeschickt, sie behinderten die Stakrichtung, aber der Junge hing sehr rasch seine Ruder in die Dollen und brachte das Boot in tieferes Wasser. Sie wendeten das Boot, so daß es in Fahrtrichtung kam; Judith auf der Bank achtern sitzend, konnte nun nach vorne schauen, in die Richtung der Ruderschläge, während Gregor und der Junge auf das Ufer zurückblickten, das sie verließen. Eine Weile noch konnte Gregor die Kerbe des Hohlwegs sehen, durch den sie auf die Uferwiesen gelangt waren, dort, wo das Land in einer leichten Welle zur Uferfläche abfiel, dann schwand diese Einzelheit dahin und er sah nur noch den dunklen Wiesenstrich und dahinter die Erhöhung des Landes, einem Deich ähnlich, vom Gewölk leerer Baumkronen undeutlich gegliedert. Er hatte das Paket mit der Figur darin sorgfältig unter der Bank verstaut, auf der er saß, und er bemühte sich nun, die Ruder so gleichmäßig einzutauchen, wie möglich, aber er spürte, wie mangelhaft ihm das

lang und wie rasch und sicher der Junge seine Fehler ausglich. Sie men ziemlich schnell vom Ufer ab. Judith hatte das Steuer in die chte Hand genommen, sie ließ den Unterarm auf der hölzernen nne ruhen und bewegte sie geschickt nach den Weisungen des ngen, der manchmal ›links‹ sagte oder ›stärker nach links‹.

oote waren ihr vertraut, wenn auch nicht gerade schwere Fischerei- oote mit Ruderpinnen, aber sie hatte in den Alsterböen gesegelt, und e kannte Jungens wie diesen da, die völlig schweigsam waren, wenn e in ihren Booten saßen und nur eines erwarteten: daß man richtig nd schnell reagierte. In einem Boot wurden Jungens zu kleinen ännern, hart und sachlich, und man konnte nichts anderes tun. als ch auf sie einstellen.

Gregor bemerkte, daß der Junge mit seinen Steueranweisungen das oot immer in einer gewissen Nähe des Ufers hielt. Offenbar wollte nicht zu weit hinaus. Gregor wandte sich um und orientierte sich. r Gang hatte sie von Rerik aus an eine Stelle geführt, die im inneren ogen der Bucht lag, halbwegs auf dem Wege zur Spitze der Halb- sel, die Lotseninsel hieß; Gregor sah den Leuchtturm, der Lichtstrahl om Turm wanderte von irgendeinem Punkt auf der offenen See n Osten nach Westen, bis dorthin, wo die Halbinsel ansetzte. Gegen as Haff zu war das Lampengehäuse des Turms abgeschirmt – es war nnötig, den Strahl über das Binnenwasser gleiten zu lassen. Die ichter von Rerik waren nicht zu sehen; das südliche Ufer des Haffs erbarg die Stadt, die in einer weiteren kleinen Bucht landein lag.

Warum hälst du das Boot so dicht an Land? fragte Gregor, so müssen vir ja den ganzen Bogen ausrudern. Können wir nicht querüber radaus auf die Insel zu?

Das ist wegen dem Zollboot, erwiderte der Junge. Wenn wir weiter ausgehen, kommen wir in die Nähe der Fahrrinne, erklärte er, und e näher wir an die Fahrrinne rankommen, desto leichter kriegen sie ns mit ihrem Scheinwerfer.

Woher weißt du denn, daß wir nicht gesehen werden sollen? fragte Gregor.

Der Schiffer hat gesagt, ich soll Sie möglichst unbemerkt rüber- ringen, antwortete der Junge.

Judiths Augen hingen an dem Strahl des Leuchtfeuers, sie folgte ihm nablässig mit ihren Blicken. Der Mond war untergegangen, und

der Turm war das einzige Ding, das Licht spendete in einer Nacht,
der kaum mehr zu erkennen war als die Grenzen von Wasser, Er
und Himmel, zwei bewegte Körper, ringsum getrennt von eine
unbewegten, der am schwärzesten war. Denn der Himmel war vo
der Bewegung der Wolken erfüllt, die manchmal von irgendeine
Widerschein des untergegangenen Lichtes beleuchtet waren, flatterno
Fahnenfetzen, nach Osten jagend; und das Wasser, aufgewühlt vo
den Böen, zeichnete feine Linien aus Schaumweiß auf die Kämme d
rasch in sich zusammenstürzenden Wellen, die an ihren Innenseite
bleich phosphoreszierten. Judith klammerte sich mit ihren Augen a
den Leuchtturm, um nicht den Himmel und das Wasser sehen z
müssen, und während sie den Befehlen des Jungen mechanisch g
horchte, dachte sie: es ist kalt, es ist schrecklich kalt, und diese Nac
ist etwas Unausdenkbares, ich bin in etwas Unausdenkbares gerate
Manchmal erinnerte sie sich daran, daß sie hatte fliehen wollen, ab
Flucht war für sie ein Wort gewesen, keine Wirklichkeit, sie war i
die Wirbel der Wirklichkeit geraten und sie entdeckte nun, daß
wirkliche Wirbel waren, die sie in eine Tiefe rissen, aus der es kei
Entrinnen gab.

Gregor spürte die Kälte nicht, denn er ruderte nur mechanisch un
verbissen, aber er beobachtete die Wellen, die von der Landseite a
heranjagten und den Jungen zwangen, das Boot immer öfter nac
rechts wenden zu lassen, auf das offene Haff hinaus, damit die Böe
wenigstens die schlimmsten, das Boot nicht an der Breitseite trafe
Immerhin ruderten sie so mit dem Wind und kamen rasch vorwärt
Von Zeit zu Zeit setzten die Böen aus, dann rief der Junge ›Back
bord‹, und Gregor nahm wahr, daß das Mädchen das Kommand
verstand und das Steuer nach links legte.

Gregor wurde sich mit einem Male bewußt, daß er das Mädche
ununterbrochen anstarrte. Er saß Judith gegenüber, in seiner Ruder
bewegung und in der Bewegung des Bootes hob sie sich vor ihr
hoch und senkte sie sich nieder, während er die Haltung seines Kopfe
nicht zu verändern brauchte, um sie im Blick zu behalten. Sie hatt
die eine Hand am Ruder, während sie mit der anderen ihre Hand
tasche festhielt, und sie blickte in die Ferne, – Gregor konnte di
Spiegelung des Leuchtfeuers in ihren Augen wahrnehmen: sie glänz
ten auf und erloschen. Sie friert, dachte Gregor, sie hat sich ganz i

ren Mantel verkrochen. Dann dachte er an den Kuß, an den nicht gegebenen und nicht erwiderten Kuß, und auf einmal überfiel ihn er Gedanke, daß es ein sehr schöner, ein vielleicht hinreißender und les verändernder Kuß hätte sein können, ein Kuß, wie er seit Jahren cht mehr in seinem Leben vorgekommen war. Ich habe etwas verumt, dachte er, ich habe falsch gedacht und in Wirklichkeit habe h mich vor diesem Kuß gefürchtet. Er bemerkte, daß Judith ihren opf ganz leicht wendete und ihn ansah, er war versucht, seinen Blick senken, aber in der gleichen Sekunde bezwang er das Gefühl, von em er nun wußte, daß es Furcht war, und sie sahen sich an, noch nmer spiegelte sich das Leuchtfeuer in ihren Augen, es glänzte auf nd erlosch, aber ihr Blick war nicht mehr in die Ferne gerichtet, sein aar ist ihm wieder in die Stirne gefallen, dachte Judith, ich kann die arbe seiner Augen nicht erkennen, ich stelle mir vor, daß sie grau nd, vielleicht von etwas hellerem Grau als sein Anzug, ich möchte n gern einmal bei Tag sehen, ich kenne nicht einmal seinen Namen, nd Gregor fragte:

Wie heißen Sie eigentlich?

Levin, sagte Judith, Judith Levin. Und Sie?

Grigorij, sagte er lachend.

Grigorij? fragte sie, das ist ein russischer Name.

Ich komme aus Rußland, sagte Gregor.

Sind Sie ein Russe?

Nein. Ich bin ein Niemand, der aus Rußland ins Niemandsland eht.

Ich verstehe Sie nicht, sagte Judith.

Ich verstehe mich selber nicht, sagte Gregor. Ich habe einen falschen aß und keinen Namen, ich bin ein Revolutionär, aber ich glaube an ichts, ich habe Sie beschimpft, aber ich bedaure jetzt, Sie nicht geüßt zu haben.

Ja, sagte sie, es war schade.

Ich habe alles falsch gemacht, sagte er.

Nein, erwiderte Judith, sie retten mich doch.

Das ist zu wenig, dachte Gregor; man kann alles richtig machen nd dabei das Wichtigste versäumen.

Sie hatten unwillkürlich so leise gesprochen, daß der Junge ihr Gespräch nicht verstehen konnte, und jetzt schwiegen sie, eine neue

Bö stürzte sich auf das Boot, ein paar Tropfen sprühten über Judith Gesicht, sie leckte sich das Wasser von den Lippen und spürte, daß salzig war, sie blickte unverwandt auf Gregor und hatte ihre Ang vergessen, und im Glänzen und Erlöschen des Leuchtfeuerlichts i ihren Augen erkannte Gregor, daß sie für ihn verloren war.

Sie schraken auf, als der Junge aufgeregt ›Hart Backbord‹ rie Judith riß das Steuer herum, das Boot bäumte sich, von einem an haltenden Windstoß breitseits getroffen, auf, als wolle es umschlagen fing sich aber wieder und lag nun mit der Spitze gegen den Win in Richtung zum Land. Gregor hatte auf einmal Sicht auf das Ha und er sah ein starkes Licht, das im Eingang der Innenbucht erschiene war, im Süden, dort, wo die Stadt lag, ein Scheinwerferlicht, da Kurs auf den Leuchtturm hielt.

Das Polizeiboot, sagte der Junge, wir sind zu nah an der Fahrrinne rudern Sie, was Sie können! Gregor legte sich in die Riemen, si ruderten keuchend und gleichmäßig, aber sie kamen gegen die Böe so gut wie gar nicht vom Fleck, nur in den kurzen Pausen, in dene der Wind abflaute, schoß das Boot ein paar Meter vorwärts.

Das Licht bestand, wie das des Leuchtturms, aus einem unerträglich weiß brennenden Kern und einem Strahlenbündel, das sich kaum auf fächerte, sondern das an seinem Rande nur schwächer wurde, grau und durchsichtig. Gregor schätzte die Reichweite des Strahls auf etw fünfhundert Meter, und wenn die Fahrrinne von der inneren Buch zum Leuchtturm gerade verlief, dann befand sich ihr Boot höchsten dreihundert Meter von der Fahrrinne entfernt. Sie mußten also übe zweihundert Meter zurücklegen, um sicher aus dem Bereich de Scheinwerfers herauszukommen. Das war, noch ehe das Polizeiboo herankam, bei diesem Wind unmöglich. Es näherte sich ziemlich rasch; in jeder Windpause war das Geräusch des starken Motors deut licher zu hören. Der Scheinwerfer war zuerst geradeaus, auf die Fahr rinne gerichtet, dann begann er zu kreisen: sie leuchteten das Hafe nach Schmugglern ab.

Judith hatte sich auf der Bank im Heck zusammengekauert, si klammerte sich an die Ruderpinne und spähte nach vorne, als könn sich in der Wasserfläche irgendeine Möglichkeit der Rettung auftun ein Schatten vielleicht oder eine Düne, irgend etwas, das sie verbarg ein Versteck, zu dem hin sie das Steuer hätte wenden können. Abe

sah nur die bewegte Wasserwüste und das Land, das sie verlassen tten, als dunkle Masse in der Ferne, und sie konnte nicht bemerken, ß es näher kam, es blieb dunkel, fern, keine Einzelheiten lösten sich s dem breiten, schwarzen Tuschestrich der Uferwiesen heraus.

Was mache ich mit der Figur, wenn sie uns entdeckt haben? dachte regor, in ein paar Minuten werden sie uns mit ihrem Scheinwerfer s der Nacht herausgegriffen haben, sie suchen ziemlich systematisch , und sie werden uns durch Lautsprecher auffordern, ran zu kom- en; es wäre zwecklos ihnen nicht zu gehorchen, sie haben ein MG. h habe eine ganz schwache Chance, daß mein Fall bei der Kriminal- lizei bleibt, wenn sie mich verhaftet haben, daß er ein Schmuggel- ll bleibt, weil meine Papiere in Ordnung sind, aber wenn sie das ket mit der Figur finden, ziehen sie sofort die politische Polizei zu. utzlos, dieses Rudern, dachte er. Seine Handflächen schmerzten reits, als würden sie verbrannt. Er überlegte, ob er das Bündel mit r Figur über Bord werfen sollte. Aber es wird schwimmen, dachte , Holz schwimmt, und die Decke schwimmt auch, selbst wenn sie h mit Wasser vollgesaugt haben wird, ist das Holz noch stark nug, sie oben zu halten, und sie werden auch das Bündel entdecken d es herausfischen und dann ist es ein ganz klarer politischer Fall. er Genosse Klosterschüler ist ein politischer Fall. Er dachte fieber- ft nach, ob es irgendeinen Gegenstand im Boot gäbe, mit dem er s Paket zum Sinken bringen könnte, aber es fiel ihm nichts ein. nd außerdem, dachte Gregor, haben wir ja das Mädchen an Bord, h weiß, wie ihr Paß aussieht, und selbst, wenn sie ihn vorher zer- ißen und wegwerfen würde, hätten sie am Morgen in Rerik heraus, er sie ist, weil das Foto in ihrem Zimmer liegt und der Wirt Anzeige acht. Wir werden alle geliefert sein, auch Knudsen, weil sie das oot und den Jungen kennen; wenn Knudsen vergeblich auf uns artet, weil sie uns jetzt erwischen, dann kann er nur zusehen, daß er ach drüben kommt; wenn er schlau ist und die Lage erfaßt, bleibt r drüben: vielleicht ist Knudsen der einzige, der aus dieser Scheiße erauskommt, dachte Gregor.

Obwohl sie mit dem Rücken zur Fahrrinne saß, konnte Judith auf inmal den Strahl des Scheinwerfers sehen. Er lag in einiger Entfer- ung links von ihrem gegen den Sturm ankämpfenden Boot auf dem Wasser. Judith erfaßte nicht sogleich, was diese Tatsache zu bedeuten

hatte, aber sie konnte sehen, daß Gregor und der Junge volle Schrecken ihre Köpfe nach ihm wendeten. Der Junge schrie ›Weiter rudern!‹, sie duckten sich tiefer in die Bewegung der Ruder, aber sie hielten ihre Gesichter auf den Zeiger des Lichtes gerichtet, der nun zu wandern begann. Er ruckte erst ein wenig weiter nach links, von ihnen weg, erfaßte ein Stück Land an der Südseite des Haffs, aber dann bewegte er sich langsam nach rechts. Er verlor das nach Westen ausweichende Land aus seiner Reichweite, es verschwand für Judiths Blicke, weil der weiße, sich nähernde Lichtstrahl alles um sich herum dunkel machte. Er näherte sich unerträglich langsam, die Sekunden, in denen er über die Uhr aus Wasser und Zeit kroch, reichten aus, um das Rudern der Männer und Judiths Blick in Lähmung zu verwandeln, sie hörten das stoßende Gebrüll des Windes nicht mehr. Es war wie ein Blick – starr, grell und hypnotisierend ruhte er auf den erregten Wellen, die sich unter ihm wanden wie unter einem Peitschenschlag. Judith zog ihre Lippen im Vorgefühl eines Schreies nach innen, ihre Hand klammerte sich um das Holz der Ruderpinne, als er so nahe war, daß sie die sich überstürzenden Tropfen im Innern der Wellen unterscheiden konnte; zehn Meter entfernt, enthüllte er die Struktur des Sturms mit dem kalten, weißem Degenstoß eines Blitzschlags.

Und dann erlosch er. Sie befanden sich in der Schwärze, die ihm folgte, wie im Inneren eines Donners. Die Männer ließen die Ruder fahren und sofort begann das Boot zu kreiseln. Sie hatten Glück, weil im gleichen Augenblick der Wind aussetzte, aber sie spürten es alle drei nicht, sie waren taub für das Schweigen, weil sie das Gejohl des Windes sekundenlang nicht vernommen hatten. Der Junge war der erste, der das Boot mit ein paar Ruderschlägen wieder auffing. Er wies Judith an, auf dem bisherigen Kurs zu bleiben, aber er bewegte sein Ruderpaar nur noch mit kurzen Stößen, die gerade ausreichten, daß sie nicht abgetrieben wurden, und Gregor machte es ihm nach. Ohne ein Wort zu wechseln, warteten sie auf das Wiedererscheinen des Lichtstrahls, und wirklich leuchtete er nach einer Minute wieder auf, aber da war er schon weit rechts von ihrem Boot, er schwenkte weiter nach rechts, nach Norden, tastete den Strand der Lotseninsel ab und blieb dann auf der Fahrrinne, weit draußen im Haff, liegen. Aus irgendeinem Grunde hatte irgend jemand auf dem

ollboot den Scheinwerfer für eine Minute abgeschaltet, es gibt also was, was man Zufall nennen kann, dachte Gregor, obwohl es nach em Dogma der Partei keinen Zufall gibt, – auch Willensfreiheit gibt s in ihm nicht, dachte er –, hinter dem transparenten Schein eines ufalls steht die undurchdringliche Wand von Naturgesetzen, man at für jeden Zufall die Gründe zu suchen, die ihn zu einer Notwendigkeit machen, also hinter dem Abschalten eines Scheinwerfers die Gründe, die einen Zollpolizisten bewegen, ihn in genau jenem Moment zu unterbrechen, der genügt, eine Flucht zu retten, so daß auch die Rettung dem Kausalitätsgesetz gehorcht, der Kausalität der Natur, wie die Partei sie lehrt, oder der Kausalität Gottes, wie die Kirche sie lehrt, aber die Kausalität der Kirche erschien Gregor in diesem Augenblick, während sie dem sich entfernenden Polizeiboot nachblickten, annehmbarer, als die der Partei, weil sie, wenn sie schon alles auf den Willen Gottes zurückführte, wenigstens diesem die Freiheit ließ, seine Zufälle dort zu wirken, wo sie ihm gerade angebracht erschienen. Judith schien etwas Ähnliches zu überlegen, denn er hörte, wie sie auf einmal ganz laut das Wort ›danke‹ sagte.

Als das Polizeiboot, am Leuchtturm vorbei, hinter der Spitze der Lotseninsel verschwunden war, sagte der Junge, sie könnten es nun riskieren, direkt zur Halbinsel hinüber zu rudern. Sie wendeten das Boot und schossen jetzt mit dem Wind dahin. Immer wieder staunte Gregor darüber, wie seicht das Haff war, sie fuhren über eine einzige Untiefe, stießen mit den Rudern häufig auf den Grund, an manchen Stellen konnte das Wasser höchstens einen halben Meter tief sein; wenn Gregor sich über den Rand des Kahns beugte, schien der Sandgrund zu ihm emporzuleuchten. Dann blickte er wieder auf Judith, die jetzt aufgerichtet, in einer sehr steifen Haltung auf ihrer Bank saß, so daß er sich wunderte, bis sie sagte: Ich bin ganz klamm vor Kälte.

Gregor ließ die Ruder fahren und griff unter sich, nach dem Bündel. Sie sagte: Nein, lassen Sie doch!, aber er hatte schon begonnen, die Riemen zu lösen und die Figur aus der Decke zu wickeln. Er stellte die Figur vorsichtig hinter sich, gegen die Mittelbank, so daß sie ihn beim Rudern nicht behindern konnte, dann stand er auf und legte Judith die Decke um die Schultern. Zum zweitenmal in dieser Nacht hatte er ihr Gesicht sehr nahe vor seinen Augen, es hatte nun alle Verwöhntheit verloren, es war ein frierendes, bleiches Nacht-

gesicht geworden, ein unsicheres Gesicht, in dem die Jugend sich wie ein im Traum gestörter Vogel regte, scheu und geisterhaft.

Sie erreichten die Lotseninsel nach einer Viertelstunde. Sanft lief das Boot gegen den Sandstrand auf. Während dieses letzten Teils der Fahrt hatte Judith bemerkt, daß der Junge unverwandt auf die Figur starrte, die an Gregors rudernden Rücken gelehnt stand. Seine Augen hatten sich die ganze Zeit über nicht von dem hölzernen Wesen zu lösen vermocht.

PETER HAMM · DIES SCHIFF DAS AUSFÄHRT

(Stockholm 1955)

Für Katja Virginia Stielow

DIE ketten fest:
Vogelschwingen nach Süd, goldene
Motoren ruhlose
hinter den Blicken der Fremden

Geruch der Einsamkeit
der nie mehr abfällt von mir
der Fallen nach Ketten stellt:

Auch wenn Du noch kämst
wir blieben allein
auch wenn Du noch kämst –

Dies Schiff das ausfährt
und die Spur die im Sand bleibt
und die Umarmung die nicht im Sand bleibt
und Rauch der fortweht
und die Nächte von Lissabon bis Stockholm
und die Schwingen
Motore hinter den Blicken
und das Schiff das nie wiederkehrt
und das Schiff das nie wiederkehrt

Wir blieben allein

GERTRUD VON MARSCHALL
GEBORSTENE BOOTE

GEBORSTENE Boote dunkeln
abwärts den Strom.
So, daß die Wolke
den Keim der Nacht birgt
fahren die Vögel.

Uferschwer sinken die
Füße ins Schweigen.
Späte Furche im Lehm.

Ohne die kleine Hand,
die die Angel auswarf,
wuchert das Labyrinth
im Schlehenspiel.

WO bleibt der Schnee liegen, der
Traumschnee der gestrigen Nacht,
löschend das böse Gestirn
hinter der Stirn, das Gesicht
deckend mit Deckweiß als Tisch,
an dem die Geister ihr Mahl
schwatzend verzehrn. Schon ist Tag,
folgender Tag und verfolgt
spannend die Zeltbahn aus Licht,
Zirkuszelt Himmel – bevor
Abend blaut, ist's wieder Tag.
Zählt nicht die Schritte! Der Kreis
muß vor der Nacht noch im Staub
makellos stehen. Sein Herz
sei wie das unsere leer.
Leerer Moment, den wir schnell
schlagenden Herzens vollziehn,
hinter uns Morgen und vorn,
von uns bedrängt, Illusion:
Fahne aus unserem Stoff,
Fähnchen, du hälst uns nicht warm.
Doch wer sich setzt, wird ersetzt.
Schwindel nicht, Klage nicht, Lust
nicht überstimmt unsre Stimm
betend, palavernd im Kreis
ununterbrochnen Gesprächs.
Selbstgespräch. Ich und ich; wir.
Ach wird die Reise uns lang!
Doch unser treues Gebein,
paarweise trabend, verschmäht
Schlaf und vergißt nicht die Ruh
süßer am Ende des Wegs.
Dort liegt Jerusalem! und
Schnee, auf den Hügeln der Schnee –:
glitzernd.

PAUL HÜHNERFELD
VERSUCH ÜBER JAKOB HARINGER

ALS im Jahre 1933 in Deutschland die Barbarei ausbrach, verließen die Schriftsteller unser Land zu Dutzenden. Was in der deutschen Literatur Weltrang besaß, floh ins Ausland. Es ist einfacher, die Ausnahmen zu nennen, die blieben – Gottfried Benn, Hans Carossa, Gerhart Hauptmann – als alle die aufzuzählen, die von jenem Tage an »im Fremden ungewollt zu Haus« waren, wie es einer der Geflohenen, der Dichter Max Herrmann-Neisse, einmal nannte.

Das Schicksal, das auf die Ausgezogenen wartete, war schwer, oft tödlich, selbst wenn die materielle Existenz gesichert war. Stefan Zweig nahm sich das Leben, obwohl er im fernen Brasilien ein gefeierter Autor geworden war.

Am schwersten betroffen waren die Lyriker. Denn niemand von allen Künstlern ist so auf den Raum der Muttersprache angewiesen wie sie. Die meisten haben denn auch in der Emigration bald geschwiegen, andere aus der Erinnerung weiter geschrieben. Dem Sog der Zeitlichkeit waren sie ebenfalls am stärksten unterworfen. Nichts ist fragiler als das Gedicht. Wenn einmal die Geschichte der deutschen Emigrationsliteratur und der deutschen Emigrantenschriftsteller geschrieben wird, werden viele dieser Lyriker nicht mehr darin stehen, obwohl sie gute Lyriker waren. Sie sind schon jetzt vergessen. Einer dieser Vergessenen ist Jakob Haringer, in den zwanziger Jahren ein Stern am literarischen Himmel Deutschlands, heute oft nicht einmal mehr den »Fachleuten« bekannt.

Dies ist in wenigen Sätzen der Steckbrief des Vergessenen: Am 16. März 1883 zu Dresden geboren, bürgerliches Elternhaus, Gymnasium, Abitur, Studium, Doktor der Philosophie in Königsberg, gibt seinen ersten Gedichtband »Das Marienbuch des Jakob Haringer« »im Unglücksjahr 1917« heraus. In den zwanziger Jahren weitere Werke: »Abschied«, »Heimweh«, »Ufer im Regen« werden die bedeutendsten. 1925 Gerhart-Hauptmann-, 1926 Kleist-Preis – und damit Inhaber der beiden wichtigsten deutschen Literaturauszeichnungen. Dennoch schwimmt er gegen den Strom, schreibt ein wüstes Pamphlet gegen Goethe, den er einen »literarischen Freibeuter« und

ellner« nennt, welcher »nie in der Einsamkeit rang«. 1936 emigrierte aringer vor Hitler, den er glühend haßte, nach Salzburg, 1938 weiter die Schweiz. In großer Armut, nur von wenigen Schweizer Freun-n, vor allen Dingen von dem Basler Mäzen Dr. Richard Doetsch-enziger, unterstützt, lebt er seine letzten Jahre in Könitz bei Bern – ch nach 1945 nicht wieder entdeckt. Am 3. April 1948 stirbt er, llkommen vergessen und unbeachtet, in Zürich.

Über Haringer gibt es keine Biographie; außer der einzigen länge-n und mit feinem Verständnis für die Dichtung arbeitenden Unter-chung eines Psychiaters namens Robert Flinker keine Sekundär-eratur. Es gibt kein Gesamtwerk. Und als im Jahre 1947 der Leip-ger Literat René Schwachhofer eine verdienstvolle Anthologie von yrikern herausgab, die im Dritten Reich verboten waren, wußte er – inen biographischen Notizen nach zu urteilen – von Jakob Haringer och nicht einmal, ob der Autor noch lebte.

Wie ist ein solches Vergessen möglich bei einem Dichter, dessen erse nichts Esoterisches haben, der Gedichte schreibt, die an alte olkslieder erinnern – Gedichte wie dies:

Fahr ich wieder in mein altes Städtchen,
flattert ins Kupee der letzte Mohn –
Es sind immer noch dieselben Mädchen,
es ist immer noch derselbe Mond.
Hab an Fraun und Tand mein Herz verloren,
blieb mir nichts als dieses alte Nest!
Kinder spielen vor den Gartentoren,
morgen ist das letzte Sommerfest...

Fahr ich wieder in mein altes Städtchen,
flattert ins Café der letzte Mohn...
Es sind immer noch dieselben Mädchen –
es ist immer noch derselbe Mond.

Gerade dieses Gedicht gibt genaue Auskunft über den Mann Jakob Haringer. Alleinsein schien ihm die einzig gemäße Form für einen »echten Menschen«. Deswegen sein wilder Haß auf die Gesellschaft, sein Zorn auf Goethe, dem er »Geselligkeit« vorwirft. Seine Ver-achtung für die »Spießer« kleidet er in ironische Verse:

Gehst du mit einem Regierungsrat,
so mußt du dich fein benehmen.
Ein Mann, der soviel Pflichten hat,
der muß sich sonst mit dir schämen...

Aus seinem Leben gibt es nur einige dürftige Daten, die zu einer Erklärung für diese auf die Spitze getriebene Verlassenheit beitragen. Zum Beispiel der Tod der jungen Hilde Reyer mit achtzehn Jahren, der einzigen Geliebten, die Haringer mehr bedeutete als ein flüchtiges Erlebnis; oder das Gedicht »Mia«, das die Mutter des Dichters als eine gefühlskalte Frau schildert. Doch allein aus solchen Verwundungen ist Haringers Einsamkeit nicht zu verstehen. Er war wohl geschaffen für diese »wintergraue« Form des Lebens, geschaffen aber auch für sein wildes Aufbegehren.

Seine kaum noch ertragbare Verlassenheit läßt ihn oft ins Sentimentale abgleiten. Einige Versuche, wie die Expressionisten mit leuchtenden Adjektiven und überplastischen Bildern zu arbeiten, haben manche Gedichte von ihm aus der echten Einfachheit ins gekünstelt Literarische hinübergleiten lassen. Wo er aber in seinem Dichten ganz er selbst ist, trifft er einen Ton, der die Zeitgenossen verführte, ihn mit Villon zu vergleichen.

Dieser Vergleich hat etwas Bestechendes. François Villon, 1431 zu Paris geboren, um 1464 gestorben, führte ein unstetes Leben. Mehrmals im Gefängnis wegen Diebstahl, Messerstecherei, kreisen seine Gedichte um das »Außerbürgerliche« – wenn dieser Ausdruck hier einmal zu Hilfe genommen werden darf – um bezahlte Liebe, Verbrechen, die Vergänglichkeit der Ordnung, den Tod. Genau dies ist auch der Themenkreis Haringers. Da der Deutsche aber im Ganzen die Kraft des großen Franzosen nicht erreicht, macht eben dieser Themenkreis, der Villon unsterblich machte, in vielen Gedichten Haringers Sterblichkeit aus. Der unbürgerliche Außenseiter bedarf, wenn er sich nicht durch absolute Größe selbst trägt, der intakten bürgerlichen Gesellschaft als Gegenspieler. Haringer hat die Gesellschaft, in der er lebte, zwar als heuchlerisch, arrogant, beschränkt, böse – aber auch als intakt empfunden. Bei allen berechtigten und unberechtigten Angriffen gegen diese Gesellschaft ist der Schmerz Haringers, nicht dazu zu gehören, spürbar. Insofern ist das wild

ıtibürgerliche Haringers nur ein defizienter Modus des Bürger-
hen, eine äußerste Gegenposition *innerhalb* der bürgerlichen Welt.
Das mag ein Grund dafür sein, daß uns die Problematik von
ıringers Gedichten heute oft langweilig, überholt erscheint. Inter-
ieren kann uns nur noch das poetische Element seines Schreibens.
ber eben dieses Element ist stark.

Neben seinen vielen veröffentlichten Dichtungen hat Haringer
ıen quantitativ bedeutenden Nachlaß zurückgelassen. Der Autor
ses Versuches hat es Haringers einzigem Freund, der ihm bis zum
hluß die Treue hielt und der vom Dichter in unzähligen Briefen als
ein Engel« angesprochen wird – eben Richard Doetsch-Benziger –
verdanken, daß er in die unveröffentlichten Gedichte Einsicht
hmen durfte. Richard Doetsch-Benziger schreibt an den Autor:
Durch die Nazis gehetzt kam Haringer ... im Februar 1936 nach
sterreich. Meine Adresse erfuhr er aus dem Mitgliederverzeichnis
r Kleist-Gesellschaft... Meine Adresse hat er dem Verzeichnis ent-
ommen, weil er auch in Österreich Schwierigkeiten hatte und des-
lb nach der Schweiz kommen wollte. Hier wurde er zunächst ein-
al ... von den Behörden festgehalten. Er sandte mir damals schon hin
nd wieder Gedichte, so daß ich im Laufe der Jahre immer wieder half.«
»Es gab während der Kriegszeit auch eine ganze Menge von Lagern,
die diese Flüchtlinge geschickt wurden. So war er z. B. lange Zeit
der Strafanstalt Bellechasse, nicht weil er sich etwas zu Schulden
at kommen lassen, sondern weil er ohne jedes Papier in die Schweiz
ekommen ist. Ich muß Ihnen ganz offen sagen, daß mich der arme
Iensch einfach gedauert hat...«

Immer wieder half Doetsch-Benziger. Haringer dankt mit Ge-
ichten, geschrieben oft auf die Rückseite jener vorgedruckten Ab-
hnungsschreiben, die er zusammen mit einem retournierten Bei-
ag von einer Zeitung erhielt... Einmal noch, zwei Jahre vor Harin-
ers Tode, wagt der Pegasus-Verlag in Zürich 1946 die Herausgabe
nes Gedichtbandes »Das Fenster« – er hat keinen sichtbaren Erfolg.

Der Nachlaß, so zahlreich er ist, enthält nur wenige gute Gedichte,
eilich eine Fülle von Einzelheiten, die für die deutsche Lyrik der
rsten Jahrhunderthälfte, ja überhaupt für Literaturgeschichte und
iteraturkritik interessant sein dürften. Das Gedicht ohne Titel wurde
ach dem Kriege in einer Schweizer Zeitung einmal veröffentlicht.

Wer heute das veröffentlichte und nachgelassene Werk Haringers durchblättert, mag angesichts vieler schwächerer Verse vielleicht auf den Gedanken kommen, der Träger des Gerhart-Hauptmann- und Kleist-Preises sei in den zwanziger Jahren möglicherweise *über*schätzt worden. Er wird – wenn er dieser Meinung ist – aber gewiß zugeben, daß die absolute Vergessenheit, in die der Dichter heute, noch nicht zehn Jahre nach seinem Tode, geraten ist, eine *Unter*schätzung bedeutet. Hier ein gerechtes Gleichgewicht wiederherzustellen, wäre nicht nur eine literaturkritische Notwendigkeit, sondern auch ein Teil jener geistigen Wiedergutmachung, die wir den meisten unserer geflohenen Schriftsteller noch heute schuldig sind.

Ich zähl' die Jahre nicht und nicht
die Stunden,
Ob ich noch Zwanzig oder Fünfzig
schon –
Und schimmert auch des Todes
roter Mohn:
Das Leben hat mir diesen Kranz
gebunden!
Wer zählt da Blumen, wenn er
einen Strauß?
Und bin so ewig jung, wenn ich
ein Glück
Und wenn ich traurig, weil die
Lichter aus –
Und wieder bang und wieder kein
Zuhaus,
Dann träumt die Hoffnung mich
zur Lust zurück:
Schön war das Fest und einmal
ist es aus!
Und einmal, einmal ist es eben aus!

*

... so wie der Baum, der weiß daß er abstirbt –
o leises Frösteln der Seele. Es wird schon kühl,
es dunkelt ... o späte Nachmittage im Park!
O wenn doch alle Schmerzen bloß geträumt wärn.
O Wir Schatten unsrer Schatten. Am Bahnhof
stehn und nicht fort fahrn müssen! Vom
Zug nausschaun und nicht da bleiben müssen...
O wie herbstlich vertrauert wieder das Herz.
Schönes Leben einst ... den Duft des Mais
zu spürn und
die Stunde des Lichteranzündens im November.
Weihnacht wird wieder und irgendein Fremdling
wird schon schön an Uns denken.
Schönes Leben du! wieder Erster Schnee und
Schneeschmelze des Vorfrühlings und Duft
der Fraun in Wintermänteln und Brunnengeplätscher
und Rauschen der Bäum nach Regenzeiten
und Harfenklang und Geigen im Wind.
Ach göttlich! mit allen Menschen lieb zu sein!
O wie rein war die Seele – –
O wie schön war die Hoffnung ... Die Kinder
fürchten sich vor dunklen Zimmern. Und
das Leben, öd wie ein Schulzimmer. Vorbei
nach dem schönen Sommertheater noch
ins Caféhaus gehn ... rauschend Laub!
wie rührst du die Seele –
daß sie, die Tote, wieder Unendlichem gedenkt

*

Sterbezimmer im Krankenhaus

Da lag ich krank, schwer krank. Doch, wußt ich's nicht
Ich lachte, pfiff... ins Fenster hingen Blüten
Und drüberm Tor klang eine Laute zärtlich
Und eines Tags schob man mein Bett heraus
Sanft in ein Zimmer. Alles war so sauber
Und alle fünf Minuten kam die Schwester
Derweil ich in die rosa Wolken blickte
Und eine war wie eine Märchengondel
Ich war umhegt wie nie in diesem Leben
Die schönste Zukunft lag wie ein Gebirge
So groß, so heiter – himmelüberglänzt
Nach Tagen, ach! ging's wieder in den Saal
Und alle Kranken staunten und erzählten:
In diesem Zimmer sterben Alle. Stets
ist Jeder noch der hinkam bald gestorben...
Da war ich jung, so lächelnd Sechzehnjährig
Und heut glänzt Reif im letzten Haar. Doch wenn
Ich nun dies ganze Leben überblicke
Von allen Schönen was das Leben gab
Warn dies die schönsten, hellsten Zaubertage –
Im Sterbezimmer war ich still und glücklich
Das warn die schönsten Stunden meines Lebens
Und es wär besser. Ach, wie wär das schön –
Wie wär das schön und wundervoll gewesen
Man hätt mich nimmer in den Saal geschoben.

ZU DEM GEDICHT GOTTFRIED BENNS

Das Gedicht »Widmung« ist noch unveröffentlicht. Der hier abgedruckte
xt stammt aus der Expressionisten-Sammlung Wilhelm Badenhoops in
berfeld. Hermann Kasack erwähnt das Gedicht in seinen Anmerkungen
m Tagebuch Loerkes, auf Seite 350. Demnach lag das Gedicht in der Mappe
n Autographen, die Oskar Loerke zu seinem 50. Geburtstag überreicht
rde. Dieser Geburtstag war am 13. März 1934.
Die Begegnungen zwischen Loerke und Benn sind in Loerkes Tagebuch
rausgegeben als fünfte Veröffentlichung der Akademie für Sprache und
chtung, 1955 im Verlag Lambert Schneider) festgehalten. Wir bringen
ige Auszüge daraus in den Marginalien dieses Heftes. Loerke und Benn
ben, so sehr die grundsätzlichen Verschiedenheiten auffallen mögen, in
en Gedichten manches einander Verwandte. Die Augenblicke der »Klar-
it«, und der »Enthebung« (Loerke) oder des »Schubs«, der »Wallung« (Benn)
d eng benachbart, wenn sie auch aus anderen Voraussetzungen erwachsen;
s zeigt die Gestalt zahlreicher Verse.

Ans Meer mit ihrer Wäsche fährt
Nausikaa –

se Verse Loerkes treffen einen ähnlichen zusammenraffenden, durchbre-
enden und überfliegenden Moment wie Benns Vers

Erschütterer –: Anemone.

Die Schubfächer »naturmagische Lyrik« (für Loerke) und »letzter großer
pressionismus« (für Benn) erweisen sich als brüchig. Die gemeinsamen In-
tionen und Bemühungen den Worten und den Dingen gegenüber sind bei
iden in Berlin »beheimateten«, aus Westpreußen stammenden Lyrikern
ehr noch aus ihren Versen als aus ihren theoretischen Schriften ersichtlich.
Ein Gedicht wie die »Widmung« löst die Überlegung aus, ob die »natur-
agische Schule«, die sich zuweilen gegen Benn, und »anderseits« gegen die
h Benn einige Male geäußert hat, zumindest in ihren Anfängen nichts anderes
rhatte als die Lyrik der »Form, der Formgebärde«; und die andere, Über-
gung, ob die scharf und aggressiv umrissenen Konturen der »dorischen
elt« Benns nicht viel von dem durch die Epoche provozierten natur-
agischen »Grund« und »Geistermund« insgeheim behalten haben. – Das
idmungsgedicht weist auf Höhepunkte und auf Gefahren der deutschen
rik unseres Jahrhunderts.

Walter Höllerer

Das bisher noch nicht gedruckte Gedicht von GOTTFRIED BENN wird mit Zustimmung von Frau Dr. Ilse Benn veröffentlicht. Wir verweisen auf die Ausgabe von Briefen Gottfried Benns, die im Limes-Verlag, Wiesbaden, demnächst erscheint.

Von GÜNTHER GRACK bringt der Carl Hanser Verlag, München, einen Band Erzählungen unter dem Titel ›Frühe Schatten‹ in der Reihe Junge Autoren. – In der gleichen Reihe erscheint ein Band mit Prosa und Gedichten ›Traumbuch eines Gefangenen‹ von HORST BIENEK.

WALTER JENS, geboren 1923, Dozent an der Universität Tübingen; Roman, Erzählung, Essay. Im Herbst 1957 erscheint bei Neske ein Essay-Band ›Statt einer Literaturgeschichte‹.

HERBERT MALECKI, geboren 1922, Dozent an der Staatlichen Werkkunstschule in Kassel.

JOACHIM W. STORCK, geboren 1922, wohnt in Freiburg i. Br., literaturwissenschaftliche und kritische Essays.

ALFRED ANDERSCH, geboren 1914, Herausgeber der Zeitschrift ›Texte und Zeichen‹, Roman, Essay. ›Der Zufall‹ gehört zu einem Roman, der im Verlag Otto Walter, Olten, erscheinen wird.

LUTZ GREVE, geboren 1924 in Berlin. Nach Aufenthalten in Frankreich, Italien und Israel wohnhaft in Stuttgart. Mitarbeiter des Hölderlin-Archivs.

Das Gedicht von PETER HAMM stammt aus einem Zyklus ›Aus der hohen Einmannstadt‹.

GERTRUD VON MARSCHALL, geboren 1936 in Erfurt. Gedichte in ›Junge Lyrik 1956‹ und in ›Hortulus‹.

MARGINALIEN

Oskar Loerke über Gottfried Benn

Donnerstag, 27. September 1928

ttfried Benn kennengelernt. Er kam auf mich zu, nach den Bildern müsse ich es sein.

Sonnabend, 30. Januar 1932

itag morgen zur Akademie. Um halb elf Wahlsitzung. Anwesend die auswärtigen rren: Thomas Mann, Schickele, Mombert, Halbe, Däubler. Herzliche Stimmung, hliches Verfahren. Drollig Ricarda Huchs Widerstand gegen die Wahl Benns. ließlich aber wurde er doch gewählt. Benn telefonisch erreicht. Er freute sich un-euer über die Wahl: »Aber machen Sie doch keine Witze mit mir altem Mann!«

Sonntag, 8. Mai 1932

t in Erwartung Benns; er kommt mit einer Dame im Auto.

Donnerstag, 19. Mai 1932

ntag, 8. Die Begleiterin Benns war Hanna Kiel, mit der ich in Verbindung stand, als n der Redaktion des »Genius« war. Anregende Stunde.

Dienstag, 11. April 1933

1. April war der Boykott der Juden... Nach dem Akademiekonzert am 1. saß ich ge mit Benn im Franziskaner am Bahnhof Friedrichstraße in Gesprächen über die ge-ichtliche Lage. Benn stand unter dem Eindruck des Boykotts in seinem Hause, wo es f Kollegen getroffen hatte, von denen er zwei hoch schätzt. Ich war in dieser Zeit oft Benn, allein und mit Suhrkamp, Aufsätze zu besprechen.

Sonnabend, 22. April 1933

stern rief Benn an: er war bei der Uraufführung des Johstschen Schlageter. Vom Kom-ssar Rust als persönlicher Gast geladen, ebenso zu einem Bierabend. Benn nahm An-ßung und Feindlichkeit wahr. Er meinte, wir würden nicht nur ausgeschaltet, son-n auch körperlich vernichtet werden. –

Donnerstag, 27. April 1933

ntag Vortrag Benns im Rundfunk. Stramm für heroische Unterdrückung der In-ektuellen. Werner Bukofzer rief mich danach an, ebenso erregt Molos. Bis in die cht hätten sie geweint. Absolute Vereinsamung und Abgeschlossenheit.

Freitag, 12. Mai 1933

stern Telephongespräch mit Benn. Er ist nun ruhiger. Viel Skepsis, aber da er sich zu-kgezogen hat, wird er nicht so nah berührt.

Freitag, 9. Juni 1933

ttwoch vormittag konstituierende Sitzung der »Dichter«-Akademieabteilung«... Das kische aufgeblasene breiige Nichts Kolbenheyer, stundenlang redend. Eitle Diktato-, die sehr bald mit den Neuen zusammenstießen. Haß auf die »Berliner«. Benn rief an, setzt von den negativen Ereignissen des Vortrags, »diesen Wahlen, diesen Menschen«. beruhigte ihn.

Donnerstag, 26. April 1934

hört, daß Benn als Jude (!) verfolgt werde von Börries von Münchhausen.

Ostermontag, 22. April 1935

lechter Nachruf auf Benn. Es sei höchste Zeit gewesen, daß er sich zurückgezogen e. Flucht in die Reichswehr.